

In Polen verloren



Margarete Nowak-Stucki

Eine Auslandschweizerin
im Strudel der Geschichte

WERDVERLAG

Herausgegeben von Brigitta Klaas Meilier
mit zeitgeschichtlichen Recherchen
von Kurt-Emil Merki

WERDVERLAG

Eine 85jährige Frau blickt zurück und zieht die Bilanz ihres aussergewöhnlichen Lebens: Im Jahr 1911 als Tochter eines Schweizer Auswanderers und einer Deutschen in Ostpreussen geboren, kam Margarete Nowak-Stucki nach dem Ersten Weltkrieg mit ihrer Familie nach Polen. In der Nähe von Danzig betrieb der Vater eine Molkerei, die sie in den dreissiger Jahren mit ihrem Mann, einem Polen, weiterführte. Als die deutsche Wehrmacht Polen überrannte, erlebte Margarete Nowak-Stucki mit, wie Menschen in KZs eingeliefert wurden. Unter der polnischen Bevölkerung eskalierte der Hass gegen die im Lande lebenden Deutschen, dabei wurde Margaretes Vater ermordet. Ihr Mann musste in der deutschen Armee Dienst leisten und kam nach Frankreich. Unsentimental, aber präzise schildert Margarete Nowak-Stucki das Leid und die Verluste, die ihr und ihrer Familie nach dem Einmarsch der Sowjets und der Machtübernahme der Kommunisten in Polen zugefügt wurden. Beschlagnahme, Enteignung, Verhaftungen und Internierungslager blieben ihr und ihren beiden Kindern nicht erspart, bis es ihr schliesslich gelang, in die Schweiz auszureisen. Nicht nur hatte sie alles verloren, sie blieb auch noch lange von ihrem Mann getrennt. Aber Margarete Nowak-Stucki gab nicht auf, sondern kämpfte erfolgreich weiter.

Margarete Nowak-Stuckis Aufzeichnungen wurden durch die Politikwissenschaftlerin und Publizistin Brigitta Klaas Meilier redaktionell betreut und von dem Journalisten Kurt-Emil Merki durch Texte ergänzt, die den zeitgeschichtlichen Hintergrund ausleuchten, vor dem sich dieses bewegende Leben vollzieht.

Bildnachweis

Die Dokumente und Fotos stammen aus dem Privatarchiv von Margarete Nowak-Stucki, mit Ausnahme des Fotos auf Seite 26, das uns freundlicherweise vom Restaurant «Freihof» in Diepoldsau zur Verfügung gestellt wurde. Die Karte auf Seite 158 wurde mit freundlicher Genehmigung dem Atlas «Der Grosse Brockhaus», Wiesbaden 1960, entnommen, jene auf Seite 159 der Strassenkarte «Polen - Deutschland Ost - Tschechien - Slowakei», Verlag Kümmerly + Frey, Bern 1995/96.

Alle Rechte vorbehalten,
einschliesslich derjenigen des auszugsweisen Abdrucks
und der elektronischen Wiedergabe

© 1996 Werd Verlag, Zürich

Lektorat: Christina Sieg, Berikon
Umschlaggestaltung: Beni La Roche, Zürich
Gestaltung Bildseiten: Albin Koller, Berikon
ISBN 3 85932 177 3

[Eingescannt mit OCR-Software ABBYY Fine Reader](#)

Inhalt

	Seite
Vorgeschichte	7
Das Geschlecht der Stucki aus Oberurnen im Kanton Glarus	9
Aus dem Leben meines Vaters	10
<i>Fotos</i>	12
Aus Ostpreussen zurück in die Schweiz	15
Die ersten Stationen	17
Ein weiterer Umzug	18
Neue Pläne	20
<i>Fotos</i>	25
In der neuen Heimat	27
Ein zweifacher Neuanfang	29
In Luzino	30
Wejherowo	32
Eine Schlittenfahrt	34
Wie weiter?	35
Auswandern nach Amerika?	39
Neue Pächter	40
Die Reise in die USA	44
Düstere Wolken	45

<i>Fotos und Dokumente</i>	48
Kriegszeiten	69
Trennung und Wiedersehen	74
Der Terror	77
Ein Fest und seine Folgen	80
Neue Arbeitskräfte	83
Recht im Nazi-Deutschland	84
Ausharren in Polen	91
Der Einmarsch der Russen	94
Ein polnisches Lager	98
Weitere Verhaftungen	102
Die Entnazifizierung	105
Hilfe in Warschau	106
<i>Fotos und Dokumente</i>	109
Wieder in der alten Heimat	125
Die Rückfahrt	127
Die Ankunft	129
Erste Probleme	130
Winterthur	135
Ein erstes Wiedersehen	136
Erneutes Warten	140
Endlich zusammen	142
Der neue Alltag	143
Eine Enttäuschung	145
Ein nicht ganz geplantes Geschäft	147
<i>Fotos und Dokumente</i>	151
Literatur	157
<i>Karten</i>	158

Vorgeschichte

Das Geschlecht der Stucki aus Oberurnen im Kanton Glarus

Das Geschlecht der Stucki ist sehr alt, wie Franz J. Stucki aus Horw im Kanton Luzern in seiner auf fünf Bände angelegten «Geschichte der Stucki-Familien von Oberurnen/Glarus» dargelegt hat. Der erste Band dieser Chronik erschien 1974, inzwischen sind alle fünf Bände erschienen.

Der Glarner Familienname Stucki wird erstmals am 16. August 1317 in einer Urkunde erwähnt. Vier Vertreter des Stucki-Geschlechts werden im Zusammenhang mit einem Waffenstillstandsabkommen zwischen Österreicherhörigen und Eidgenossen namentlich genannt. Es folgen dann viele Stucki als Vögte, Bürgen und Krieger. 75 Jahre lang, von 1456-1531, versahen Stucki-Ahnen den ehrenvollen Pannerherrendienst: Rudolf Stucki, der Ältere, 1456-1491; Rudolf Stucki, der Jüngere, 1491-1506; Hans Stucki, 1506-1531. Als Pannermeister folgten sie im Rang dem Landammann und hatten ihn in seiner Abwesenheit zu vertreten, das Landessiegel zu verwalten und auch die Geschäfte des Landesoberhauptes zu übernehmen. Seine Hauptaufgabe war, bei der Verteidigung des Landes das Panner zu tragen. Da der Pannerherr dem Heereswesen vorstand, war er auch, wie F. J. Stucki schreibt, Militärdirektor.

Ebenfalls eng mit dem Stucki-Geschlecht verbunden sind zwei hervorragende Schweizer Humanisten, nämlich die Glarner Heinrich Loriti, 1488-1563, genannt Glarean, und Ägidius Tschudi, 1505-1572. Während Heinrich Loriti eine Anna Stucki zur Mutter hatte, nahm sich Ägidius Tschudi eine Anna Stucki zur Frau.

In der Schlacht bei Murten gegen Karl den Kühnen, einem wichtigen Ereignis der Schweizer Geschichte, kamen gegen tausend Glarner den Eidgenossen zu Hilfe. Nach einem noch heute im Original vorliegenden Brief war auch Rudolf Stucki, der Ältere, der Stammherr aller heute lebenden Oberurner Stucki, als Pannerherr an der Schlacht beteiligt.

1976 wurde die 500-Jahr-Feier der Schlacht von Murten be-

gangen. Das Autor der Stucki-Familienchronik, Franz J. Stucki, durfte als direkter Nachkomme des Pannerträgers von 1476, jenes erwähnten Rudolf Stucki, den Glarner Kriegsharst in den Uniformen der Burgunderzeit mit dem Fridolinspanner anführen. Heute sind die Oberurner Stucki in der ganzen Schweiz zu finden.

Aus dem Leben meines Vaters

Vor 120 Jahren lebte ein Onkel meines Vaters mit Namen Diethelm in Ostpreussen. Er war aus der Schweiz emigriert, da es in seinem erlernten Beruf als Käser keine guten Aussichten für die Zukunft gab. In Ostpreussen aber gab es grosse Güter, und dort wurden deshalb auch Käsefachleute gebraucht.

Als mein Vater seine Lehre, ebenfalls als Käser, beendet hatte, erhielt er von seinem Onkel Diethelm einen Brief: «Komm doch auch nach Ostpreussen», stand da, «hier gibt es für Dich gute Aufstiegsmöglichkeiten und die Chance, Dich selbständig zu machen.»

Mein Vater folgte diesem Rat und verliess seine Heimat Oberurnen im Kanton Glarus. Mit der Hilfe seines Onkels konnte er dann tatsächlich eine Käserei pachten. Seine zukünftige Frau, meine liebe Mutter, lernte er ebenfalls in Ostpreussen kennen. Schliesslich brachten es die beiden zu einem bescheidenen Wohlstand.

Sie bekamen fünf Kinder, von denen ich das jüngste war. Ich wurde im Jahr 1911 in Pronitten geboren, einem kleinen Dorf bei Königsberg in Ostpreussen, das damals zum Deutschen Kaiserreich gehörte.



Das Kalenderblatt zeigte bei der Geburt Margarete Stuckis den 14. Mai 1911. Seit den 90er Jahren betrieb der 1873 geborene Anton Stucki als Auslandschweizer in Pronitten eine Pachtmolkerei. Missernten und die mit dem wirtschaftlichen Struktur-

wandel einhergehende Not der Bevölkerung hatten in der Schweiz zu einer zweiten Auswanderungswelle in den 80er Jahren geführt. Viele der Bauern weigerten sich auch jetzt, Fabrikarbeiter zu werden und zogen es vor, sich anderswo eine neue Existenz aufzubauen.

Unter den Auswanderern der 80er Jahre befanden sich bemerkenswert viele Käser, von denen die meisten nach Russland gingen.

So entschloss sich auch Anton Stucki, der in Lachen auf dem «Bräggerhof» aufgewachsen war und in Feusisberg erfolgreich eine Käserlehre absolviert hatte, dorthin zu gehen, wo sein Onkel ihm eine wirtschaftlich gesicherte Zukunft in Aussicht stellte: nach Ostpreussen.

Im Jahre 1900 hatte er die Tochter des deutschen Gutsbesitzers Anton Gniffke geheiratet. Und nun brachte Maria Stucki an diesem 14. Mai ihr fünftes Kind zur Welt: Margarete Maria Antonie Hermine.

Die Tochter war gerade drei Jahre alt, als auf den österreichischen Thronfolger und seine Gattin das Attentat in Sarajevo geschah, in dessen Folge die Bündnispolitik der europäischen Nationalstaaten eine Kettenreaktion von Kriegserklärungen auslöste. Nachdem das mit Österreich-Ungarn verbündete Deutsche Kaiserreich am 1. August 1914 Russland den Krieg erklärt hatte, wurde das Gebiet um Königsberg sogleich zum heftig umkämpften Kriegssplatz.



Das Elternhaus Anton Stuckis in Oberurnen.



Die Eltern Stucki mit ihrem ersten Sohn, in Ostpreussen um 1902.



Gruß aus Pronitten (O.-Pr.)

Postkarte des Geburtsortes von Margarete Nowak-Stucki, Pronitten in Ostpreussen.
Aut der Kutsche sitzt ihre Mutter, vorne links steht ihr Vater.

Aus Ostpreussen zurück
in die Schweiz

Die ersten Stationen

Die Russen kamen näher und näher. Als es schon von allen Seiten donnerte und krachte, entschlossen sich meine Eltern, in die Heimat unseres Vater, in die Schweiz, zurückzukehren. Er fuhr uns voraus, um schon einmal eine Wohnung und für sich Arbeit zu besorgen. Nachdem das gelungen war, folgte meine Mutter mit uns Kindern nach.

Wir fuhren drei Tage mit dem Zug durch Wälder, Dörfer und Städte, bis wir übermüdet in Lindau am Bodensee eintrafen. Warum unser Vater uns nicht am Bahnhof abholen konnte, weiss ich heute nicht mehr, aber es führte dazu, dass wir die ersten zwei Tage der neuen Heimat in einem Hotel erlebten. Zu dieser Zeit war schönstes Herbstwetter. Der Bodensee spiegelte die Sonne in den herrlichsten Farben.

Zwei Tage später brachte uns der Vater dann in unser neues Zuhause nach St. Margrethen, wo meine drei älteren Geschwister sogleich die Schule besuchen konnten, während ich erst einmal in den Kindergarten kam, der sehr schön auf dem Berg oben gelegen war.

Uns Kindern gefiel der Ort. Hier konnten wir im Winter die lange Bergstrasse sogar als Bahn zum Schlitteln benutzen, zu dem meine Geschwister mich immer mitnahmen. Sie setzten mich in die Mitte des Schlittens, und dann ging es den Berg hinunter. Wir Kinder scheuten uns auch nicht, den Berg auf dem Hosenboden hinunterzurutschen; in dem flachen Ostpreussen hatten wir dazu ja keine Möglichkeit gehabt. Es war eine herrliche Zeit.

Schliesslich wurde auch ich noch in St. Margrethen eingeschult. Offenbar gab es in jenem Jahr eine grosse Maikäferplage, denn die Lehrer fragten uns, ob wir nicht helfen möchten, Maikäfer zu sammeln, da die Tiere einen beträchtlichen Schaden anzurichten drohten. Das Sammeln machte uns Spass, und jede von uns versuchte, so viele Maikäfer wie möglich zu sammeln. Abends hatte jede eine Schuhschachtel voller Tierchen unterm Bett, um sie am nächsten Tag abzuliefern. Uns gab das immer-

hin ein Einkommen von einigen Franken, was unser erstes Geld bedeutete. Zu alledem hatten wir auch noch den Spass der krabbelnden Tierchen unter jedem Bett.

Ich erinnere mich noch gut an «Seppetoni» und das Katharinchchen, die wir Liliputaner nannten. Wir besuchten sie einmal mit der Schulklasse auf dem Berg. Katharinchchen, die sehr gut flicken und sticken konnte, arbeitete vor dem Haus. Wir wollten ihr gern zusehen, aber sie lief vor uns davon, so schüchtern war sie.

Bald darauf begann für die Eltern eine schlechte Zeit. Mein Vater hatte sich von einer Bank beraten lassen, wie er sein Geld am günstigsten anlegen könnte. Doch schon bald stellte sich heraus, dass er schlecht beraten worden war, denn er hatte sein gesamtes Vermögen in österreichische Kronen angelegt, und diese Währung zerfiel infolge des Krieges: Wir verloren alles Geld, und meine Eltern standen mit fünf Kindern völlig mittellos da. Mein Vater vermochte sich von diesem Schlag lange nicht zu erholen, denn mit dem Geld waren auch zwanzig Jahre schwerer Arbeit verloren.

Offenbar hatte der Direktor der Bank in St. Gallen die Entwicklung mitverfolgt. Ob wir ihm nun leid taten oder er uns gegenüber ein Schuldgefühl hatte, kann ich nicht sagen, jedenfalls bot er uns eines Tages Hilfe an. Er wusste von einem Restaurant in Diepoldsau, das zur Verpachtung frei wurde und fragte, ob die Eltern nicht an einer Übernahme interessiert seien. Nun konnte meine Mutter schon immer gut kochen – also sagten sie zu, denn fünf Kinder, kein Geld und kein Dach über dem Kopf, das ist schlimm.

Ein weiterer Umzug

Also zogen wir erneut um. Für uns Kinder war das alles andere als angenehm, denn wir hatten uns in St. Margrethen gut eingelebt und uns sehr wohl gefühlt. Die Eltern richteten sich im Restaurant «Freihof» in Diepoldsau ein, ganz nahe an der österreichischen Grenze. Allerdings gab es keine Serviertöchter und

keine Hausmädchen, was besonders für meine Mutter schwer wurde, denn im grossen Saal des Restaurants wurden immer wieder grosse Anlässe mit Essen gefeiert, häufig auch von Vereinen. Ausserdem gehörte auch noch eine Gartenwirtschaft mit vier grossen Kastanien dazu.

Als Achtjährige hatte ich bereits gelernt, hart zuzupacken, und arbeitete in der Küche, im Saal und in der Gaststube mit. Ich konnte es nicht mitansehen, wie schwer meine Mutter schuftete. Deshalb half ich, soweit es in meinen Kräften stand, ohne dass mich jemand dazu hätte auffordern müssen.

Wir hatten gerade wieder einen festlichen Grossanlass. Der Saal war bis auf den letzten Platz besetzt, und wie es halt so kommt, ging uns das Kleingebäck aus. Also lief ich nachts um zwei Uhr zum Bäcker ins Dorf, um noch Gebäck zu holen, denn mit dem Bäckermeister hatte meine Mutter vereinbart, dass wir zu jeder Tages- und Nachtzeit vorbeikommen könnten. Einen solchen Kundenservice gibt es heute wohl nicht mehr.

Viel lief ich auch in den unteren Stock, um Sachen zu holen, die gebraucht wurden. Zwar gab es einen kleinen Warenlift zum Saal im ersten Stock, doch war der ständig besetzt. Ausserdem hatten wir unten ein Warenlager. Eines Abends rief mein Vater, während ich im Saal bediente, mir zu: «Lauf schnell nach unten und hol Landjäger.» Ich lief und läutete unten beim Landjäger. Er hastete mit mir nach oben und fragte atemlos: «Herr Stucki, was ist denn passiert?» «Um Himmels willen», rief mein Vater entsetzt, «ich habe meine Tochter doch bloss geschickt, um im Lager Landjäger-Würste zu holen!» Ich aber wusste nur, dass bei uns auf dem Land der Polizist Landjäger genannt wurde. Ein solcher Polizist wohnte bei uns unten im Haus, und ich kannte ihn. Ich hatte doch keine Ahnung, dass auch Würste Landjäger genannt wurden! Es gab ein grosses Gelächter, und der «Landjäger» ging wieder schlafen, ohne mir die Störung nachzutragen.

Wenn die letzten Gäste gegangen waren, räumte ich auch den Saal noch auf, denn schon als Kind konnte ich keine Unordnung

sehen. So wurde es nicht selten fünf Uhr morgens, bis ich ins Bett kam. Um sieben Uhr aber musste ich wieder aufstehen, um in die Schule zu gehen, die nicht weit entfernt von uns lag. Natürlich war ich dann häufig sehr müde, schlief im Unterricht fast ein und habe nichts gelernt.

Für den Küchenabfall hielt meine Mutter drei Schweine, was zwar zusätzliche Arbeit bedeutete, doch taten meine Eltern alles, um so schnell wie nur möglich wieder nach oben zu kommen. Und tatsächlich hatten sie sich in wenigen Jahren durch harte Arbeit und ihre Sparsamkeit wieder ein kleines Vermögen angelegt. Sie waren zufrieden und glücklich über ihren Erfolg.

Bald kamen die drei älteren Geschwister in die Lehre und fielen somit als Hilfe zu Hause aus. Umso mehr musste ich mich nach der Schule im Haus und im Restaurant einsetzen.

Neue Pläne

Eines Tages aber schwenkte mein Vater die Zeitung: Da stand, der Weltkrieg sei vorbei – Polen neu erstanden! Und in Polen würden dringend Molkerei-Fachleute mit Kapital benötigt, um die leerstehenden Molkereien wieder in Betrieb zu nehmen. Mein Vater, der ja ein guter Fachmann war, beriet sich mit meiner Mutter: Er wolle zunächst nach Polen fahren, um sich an Ort und Stelle ein Bild von der Lage zu machen und sich nach Molkereien umzusehen. Meine Mutter war allerdings nicht gerade erbaut. Es würde sehr schwer werden, ohne die polnische Sprache zu verstehen, hier alles aufzugeben und nochmals ganz neu anzufangen.

Mein Vater fuhr trotzdem nach Polen, wohl auch, weil ihm das Restaurantleben nie so recht behagt hatte. Keinen Sonntag hatte man je für sich, und oft wurde es früher Morgen, bis die letzten Gäste nach Hause gingen. Da ist eine Molkerei ruhiger, man hat mehr Freizeit – mein Vater war nicht mehr zu halten und entschlossen, wieder auszuwandern, obwohl auch er wusste, wie schwierig ein Neuanfang dort werden würde.

Bald schon schickte er uns ein Telegramm, dass eine Pacht bereits perfekt sei. Nach seiner Rückkehr lösten meine Eltern in Diepoldsau alles auf und bereiteten die erneute Auswanderung vor.

Meine zwei älteren Brüder blieben in der Schweiz. John, der älteste, arbeitete inzwischen in St. Gallen bei einer Bank, mein Bruder Ernst arbeitete in der Konditorei Sprüngli in Zürich. Auch ihnen fiel es sicher nicht leicht, so plötzlich ohne Eltern ganz auf sich allein gestellt zu sein. Wir drei jüngeren Kinder wurden zunächst zu Verwandten meines Vaters nach Tuggen im Kanton Schwyz gebracht. John sollte uns, sobald sich die Eltern in Polen eingerichtet hätten, zu ihnen bringen.

Bei meiner Tante, die in Tuggen einen Bauernhof bewirtschaftete, musste ich fest Hand anlegen und mithelfen: Gras zusammenrechen, Mist verteilen, bei der Ernte verschiedener Gemüse helfen. Ich erinnere mich an einen riesigen Berg mit Bohnensträuchern in einer Scheune, wo ich alleine die Bohnen abrupfen sollte, was mir schier unmöglich erschien. Aber ich machte mir eine Ecke frei und fing dann an; von morgens bis abends pfückte ich die Bohnen und sah, wie der riesige Berg immer kleiner wurde. Abends hatte ich es tatsächlich geschafft und war sehr zufrieden. Später kamen die Kirschen dran, dabei mussten alle helfen. Ich muss sagen, diese Landarbeit hat mir grossen Spass gemacht.

Bei meiner Tante lebten noch acht Cousins, die mich sonntags den weiten Fussweg zur Kirche mitnahmen; mit ihnen war es immer lustig. Insgesamt blieben wir nur einen Monat bei dieser Tante, ohne Schule übrigens, was für mich nicht gut war, denn erneut versäumte ich viel.

*

Das Kriegsende 1918 und die nachfolgenden Friedensverhandlungen in Versailles brachten ein neues Europa hervor.

Während Russland schon 1917 von einer revolutionären Welle mit bekanntem Ergebnis erfasst wurde, erreichte sie die westli-

chen Staaten erst 1918 mit ihrem Höhepunkt in den Novemberaufständen: Nachdem sich die kaiserliche Familie in Deutschland aufgrund des Aufruhrs nach Holland geflüchtet hatte, rief Philipp Scheidemann am 9. November in Deutschland die erste Republik aus. In der Schweiz schwoll ein Eisenbahnerstreik am 11. November zu einem Generalstreik an, dem Tag, an dem mit der Unterzeichnung des Waffenstillstands von Compiègne der Weltkrieg beendet wurde. Ebenfalls an jenem 11. November wurde Polen als Republik proklamiert und damit als Staat wiedererrichtet – ein Ziel, von dem das Land seit seiner letzten Teilung im Jahre 1795 unter die Grossmächte Preussen, Österreich und Russland nicht abgelassen hatte. Auch die anderen Völker der österreichischen Donaumonarchie konnten bekanntlich nach dem Versailler Vertrag ihren Nationalstaat errichten. Die Schweiz erkannte das neue Polen am 10. März 1919 an.

Kriegsbedingt waren die nachfolgenden Jahre in ganz Europa wirtschaftlich äusserst schwierig. In Polen verschärften innenpolitische Auseinandersetzungen um die Macht im Staat die Lage zusätzlich. Hier rivalisierten die Nationaldemokraten, die ein Grosspolen in den Grenzen von 1772, also in jenen vor der ersten polnischen Teilung, anstrebten, mit der Anhängerschaft Josef Pilsudskis.

Pilsudski, 1867 in der Nähe von Wilna als Sohn einer alten polnisch-litauischen Adelsfamilie geboren, gehörte 1892 zu den Mitbegründern der Polnischen Sozialistischen Partei, PPS, und kämpfte bis zu seiner Festnahme 1917 mit seiner polnischen Legion an der Seite Österreichs gegen Russland. Nach dem Zusammenbruch Deutschlands kam er in Magdeburg frei und gelangte nach Warschau, wo er an jenem 11. November vom Regentschaftsrat beauftragt wurde, eine Regierung zu bilden. Am 14. November löste sich der Regentschaftsrat auf und legte die zivile Staatsgewalt in die Hände Josef Pilsudskis.

Ein Zeitgenosse schildert den Zustand, in dem sich Polen befand, als der mit diktatorischen Vollmachten ausgestattete Pilsudski die Staatsmacht übernahm, folgendermassen:

«Die sozialen und politischen Bedingungen waren zu jener

Zeit in Polen furchtbar. Das Land war ruiniert, durch den Krieg ausgemergelt und ausgehungert ... die Fabriken stillgelegt, da die Menschen fort (waren), Hunderttausende von Arbeitslosen ..., Dörfer und Städte in Trümmern ... Überall Krankheit und Elend ... die Staatskasse leer ... Lemberg und ganz Ostgalizien von der lodernden Flamme des Bruderkrieges mit den Ruthenen erfasst... Die drei Teilgebiete, 150 Jahre hindurch auseinandergerissen, (behandelten) sich gegenseitig wie fremde Staaten, (hörten) nicht auf die Anordnungen der Zentralbehörden, (verweigerten) die Zahlung von Steuern.»

Das neue Polen, das 19 Millionen polnische Staatsbürger zählte, hatte namhafte Minderheiten zu integrieren: etwa einhunderttausend Litauer, eine Million Deutsche, eineinhalb Millionen Weissruthenen und vier Millionen Ukrainer. Zudem stellten unter der überwiegend katholischen Bevölkerung Polens die etwa drei Millionen Juden eine bedeutende religiöse Minderheit dar.

Während des Friedensschlusses in Riga, der den sowjetrussisch-polnischen Krieg auch offiziell beendete, verabschiedete das polnische Parlament, der Sejm, im März 1921 die neue Verfassung, die sich an den bürgerlich-liberalen Ideen des 19. Jahrhunderts, und hier vor allem an der französischen Verfassung orientierte. Dennoch blieb die politische Lage im Land heikel und instabil, was sich in zahlreichen politischen Attentaten niederschlug, die das Land immer wieder erschütterten.

Einen besonderen Status erhielt die alte Hansestadt Danzig. Um der seit Jahrhunderten dort ansässigen deutschen Bevölkerung Rechnung zu tragen, wurde die Stadt als sogenannte Freie Stadt dem Völkerbund zum Mandat übergeben. Sie blieb dem polnischen Zollgebiet unterstellt, doch war Polen vertraglich verpflichtet, den Handel mit dem Deutschen Reich durch den Danziger Korridor, den schmalen Landstrich zwischen Danzig und dem Deutschen Reich, nicht zu behindern.

Meine Eltern waren also auf der Reise nach Polen. An der polnischen Grenze wollte mein Vater auf einer Kleinbank Geld wechseln. Da ja in Polen niemand Schweizerdeutsch verstand, sprach er natürlich hochdeutsch. Kaum aber hatte er zu sprechen begonnen, schrie ihn der Bankangestellte an, er sei ein deutsches Schwein, mit dem er nicht rede, er solle gefälligst polnisch reden. Mein Vater war ebenso verdutzt wie entsetzt und erwiderte, wenn er ein deutsches Schwein sei, dann sei der Angestellte ein polnisches Schwein. Das ging mehrmals so hin und her, bis mein Vater den Direktor der Bank zu sprechen verlangte. Als er nach einiger Zeit erschien und erfuhr, wie der Angestellte sich meinem Vater gegenüber benommen hatte, entschuldigte er sich für den Vorfall, bat aber meinen Vater auch um Verständnis dafür, dass die Polen als Folge der langen Besetzung durch Deutschland noch immer sehr explosiv reagierten, wenn sie Deutsch sprechen hörten. Mein Vater verstand dies schon, war aber der Auffassung, dass sich ein Bankangestellter ein solches Benehmen nie und nimmer erlauben dürfe. Überdies war er ja ein Schweizer Bürger und kein Deutscher.

Dies war die erste Begegnung meiner Eltern mit Polen, die sie natürlich sehr beunruhigte. Wollten sie wirklich ihr so schwer wieder erarbeitetes Geld in Polen investieren? Aber der gesamte Haushalt war bereits aufgelöst, der Waggon mit den Möbeln schon nach Polen unterwegs – es gab kein Zurück mehr.

Schliesslich kam der Tag, als auch wir zu unseren Eltern nach Polen fahren sollten. John, unser ältester Bruder, begleitete uns auf der langen Reise. Natürlich sprachen wir schweizerdeutsch, auch in dem Zug, mit dem wir quer durch Deutschland fuhren.

Wir hatten schon einige böse Blicke bemerkt, als wir plötzlich jemanden auf deutsch sagen hörten: «Das sind doch Polen. Die sprechen polnisch.» Wir bekamen Angst vor diesen scharfen Blicken. Schliesslich wies John uns an, bis an die polnische Grenze nicht mehr miteinander zu reden, was wegen der langen Fahrt nicht einfach war. Das alles ist ja schon lange her, aber Begebenheiten wie diese sind Erinnerungen, die man nicht vergessen kann.



Emilie 1900, Seppetoni 1895.

Gruß aus Obereggen, Gl. Appenzell.

Katharinen und Seppetoni auf einer Postkarte, um 1911.



Das Gasthaus «Freihof» in Diepoldsau, Aufnahme aus der Zeit der Jahrhundertwende.

In der neuen Heimat

Ein zweifacher Neuanfang

Die gepachtete Molkerei gefiel den Eltern und auch uns Kindern gut. Es musste aber alles neu eingerichtet werden, nichts war mehr vorhanden. Die Stadt, in der wir lebten, hiess Kolmar, polnisch Chodzierz, und liegt in der Nähe von Posen, was auf polnisch Poznan heisst. Die Leute verstanden fast alle Deutsch und waren durchaus freundlich. Wir richteten uns ein und freuten uns nach einem Jahr, dass alles so gut angelaufen war und wir es erneut geschafft hatten.

Da tauchte plötzlich der Verpächter wieder auf. Er hatte gesehen, wie gut die Molkerei inzwischen wirtschaftete, und wollte sie wieder selbst übernehmen. Deshalb kündigte er meinen Eltern die Pacht.

Wieder standen meine Eltern am Anfang. Zunächst zogen wir um in eine Mietwohnung. Mein Vater machte sich sogleich auf die Suche nach einer anderen Molkerei. Meine Mutter aber war sehr enttäuscht. Sie wollte lieber nach Deutschland zurück, schon wegen der Sprache. Denn ohne Polnisch zu verstehen, war es nicht immer leicht, vor allem, wenn Amtliches zu erledigen war.

Wieder wollte mein Vater sich zunächst umsehen und über Danzig nach Deutschland fahren. Er war kaum in Danzig angekommen, als ihn jemand auf der Strasse beim Namen rief: Ein früherer Angestellter aus seiner Zeit in Ostpreussen hatte ihn erkannt. Beide Männer freuten sich aufrichtig über dieses zufällige Wiedersehen nach so vielen Jahren.

Auf die Frage des Bekannten, was ihn denn nach Danzig führe, berichtete ihm mein Vater von der Kündigung und seiner Suche nach einer Molkerei. Darauf der Bekannte: «Ich besitze selbst eine in Luzino Pomereilen im Danziger Korridor. Seit ich geschieden bin, kann ich sie nicht mehr bewirtschaften und will sie verkaufen.»

Mein Vater fuhr gleich mit ihm, um die Molkerei zu besichtigen. Danach wurden sich die zwei Männer schnell handelseinig, und der Kauf war bald abgeschlossen.

In Luzino

Meist lagen die Landmolkereien weit entfernt von Stadt und Bahn; diese Molkerei aber stand ganz in der Nähe eines Bahnhofs. Neben dem Garten lag gleich die Post und vis-à-vis das Restaurant mit einem Lebensmittelgeschäft. Auch Schule, Polizeiposten, Eisenbahnerhaus und eine Brennerei waren in der Nähe. Wir hatten einen riesigen Obst- und Gemüsegarten, dem gegenüber ein schöner kleiner Park gelegen war mit alten Lindensäumen und vielen Ziersträuchern. Hinter dem Haus gab es ein grosses Kartoffelfeld. Vor dem Dorf, das nur fünf Minuten entfernt lag, gab es herrliche Blumenwiesen und darin eingebettet einen glasklaren Bach, in dessen ruhig dahinplätscherndem Wasser wir baden konnten. Es war von ausgedehnten Wäldern umsäumt, wo wir Preiselbeeren, Heidelbeeren, fast jede Pilzart, darunter auch so kostbare wie Steinpilze und Pfifferlinge, sammeln gehen konnten. Im Wald stand ein schönes verträumtes Försterhaus mit dem sehr netten Förster Wilczek, der eine schmucke grüne Uniform trug und seinen Wald hegte und pflegte.

In einiger Entfernung von Luzino lagen die riesigen Güter von etwa 1'500 bis 5'000 Morgen oder Juchart Land. Heute, wo man nicht mehr in Morgen, sondern in Hektar und Quadratmetern rechnet, hört sich das vielleicht nicht mehr nach so viel an, aber 5'000 Morgen entsprechen immerhin 1'800 Hektar Land. Ist eine solche Weite überhaupt vorstellbar, wenn man sie noch nie vor Augen hatte? Im Weizen, Roggen und Hafer der Felder leuchteten die vielen herrlichen Mohn- und Kornblumen schon von weitem. Ein leiser Wind strich in der Sommerhitze über diese schönen Getreidefelder. Alles strahlte eine grosse Ruhe aus.

Bewohnt und bewirtschaftet wurden die Güter von Grafen und Baronen, die im deutschen Westen häufig auch abfällig «Krautjunker» genannt wurden. Von ihren Gütern aus hatten sie einen ziemlich langen Weg bis zur Bahnstation Luzino. Für uns, die wir gegenüber vom Bahnhof wohnten, war es immer eine Attraktion, wenn diese Leute mit ihren prächtigen Kutschen, die

von vier Pferden gezogen wurden, angefahren kamen, umsprungen von Windhunden, Dackeln und anderen bellenden Hunden.

Doch dann wurden diese Güter aufgelöst und verkauft, aus Sicherheitsgründen, wie es hiess, denn sie lagen nur etwa fünf Kilometer von der deutschen Grenze entfernt. Sie wurden verkleinert und an Hunderte polnischer Bauern verteilt. Nun hten wir es statt mit wenigen mit vielen Landwirten zu tun. Aber Milch gab es leider weniger als früher.

Mit unserer Molkerei waren wir praktisch Selbstversorger, denn aus unserem grossen Garten bezogen wir alles Nötige an Gemüse, von den grossen Obstbäumen hinter der Molkerei Kirschen, Apfel und Birnen, dazu wuchs hier eine grosse Anzahl Johannisbeersträucher, die jedes Jahr zwei Zentner Beeren gaben. Meine Mutter kochte daraus Sirup, Konfitüre und kelterte Wein. Einen Zentner Beeren verkauften wir jeweils in der Stadt. Da wir die Sträucher gut mit Jauche düngten, wurden die Johannisbeeren so gross wie kleine Kirschen und fanden in der Stadt reisenden Absatz. Wir hätten sogar noch mehr davon verkaufen können.

Auch hielten wir viele Tiere wie Hühner, Enten, Truthähne, Ziegen, Schweine, die alle einen freien Auslauf auf einem grossen Stück Land hatten. Die Hühner legten viele Eier, die manchmal sogar im Heuboden oben versteckt waren. Ihre Nester mit oft 15 oder auch 20 Eiern fand meistens ich, weil ich meine Nase überall hatte und meine Hühnerschar gut kannte. So hatten auch diese Tiere ihre Geheimnisse. Abends gingen sie in ihr geräumiges Hühnerhaus, das im Park stand, und setzten sich zur Nachtruhe auf die Stangen. Morgens um fünf Uhr weckte der Hahn seine Hühner.

Schon als Kind und auch später noch als Sechzehnjährige beobachtete ich alles und hatte meine Freude an der Natur und an den Tieren. So half ich im Herbst gern bei der Kartoffelernte. Unter einer Staude konnte man bei guter Ernte 15 bis 20 Kartoffeln ausgraben. Natürlich freuten sich alle über einen solchen Segen. Und mir erschien es wie ein kleines Wunder, dass von

einer einzigen Kartoffel an die zwanzig weitere geerntet werden konnten! Mich machte das staunen – etwas, das heutzutage weitgehend verlorengegangen zu sein scheint.

Viel später erst bepflanzten wir ein grosses Stück des Kartoffelackers mit fünfzig jungen Edelobst-Apfelbäumen. Deren Ernte konnte ich leider nicht mehr erleben, da ich flüchten musste, aber eine Polin schrieb mir später, dass unsere Apfelbäume voller Äpfel hingen und es eine Pracht sei, sie anzuschauen. Und da der Obstgarten in Bahnnähe lag, waren sie sogar vom Zug aus zu sehen.

Wejherowo

Elf Kilometer von uns entfernt lag eine kleine Stadt mit Namen Wejherowo oder auf Deutsch Neustadt. Diese westpreussische Stadt war nicht, wie so viele andere Städte dieser Gegend, vom Deutschen Ritterorden gegründet worden, sondern ihre Gründung im Jahre 1643 geht auf einen weit in der Welt herumgekommenen Kriegsmann zurück: auf Jakob Weiher, der von 1609 bis 1657 lebte. Er war ein Spross aus altem, der Familientradition nach im 14. Jahrhundert aus Franken eingewandertem Adelsgeschlecht. Auf seinen Wunsch hin hiess der Ort Weiheresfrei, denn allen zuziehenden Ansiedlern war Toleranz in Glaubensdingen zugesichert, was für die Zeit des Dreissigjährigen Krieges nicht selbstverständlich war.

Der Ort erlebte im Laufe der Zeit verschiedene Namenswechsel: Weiheropolis, Neustädchen, Nystadt, Neustadt sowie die polnischen Formen Wejherowo und Nowe miasto. 1772 erhielt der Ort definitiv den Namen Neustadt – heute heisst er wieder Wejherowo.

Jakob Weiher wurde nach seinem Tode einbalsamiert und in der schönen alten Klosterkirche in einer Gruft beigesetzt. Diese Gruft wurde alle 15 Jahre zum Gedenken an den Ortsgründer der Öffentlichkeit zugänglich gemacht.

Es war eine schöne kleine Stadt, die schon damals öffentliche

Tennisplätze und ein grosses Schwimmbad besass. Zudem gab es Militärcasernen im Ort, deren Soldaten zusätzlich Leben in die Stadt brachten. Immer wieder wurden auch Feste veranstaltet. Ich kann mich an ein Waldfest erinnern, das bei der Bevölkerung sehr beliebt war.

Nur zwanzig Kilometer von uns entfernt lag das Meer mit der Hafenstadt Gdynia, deutsch Gdingen. Sie war einst ein verträumtes Fischerdorf mit nur 265 Einwohnern, das nach dem Ersten Weltkrieg zur Hafenstadt mit ausgedehnten Sandstränden erweitert wurde. 1980 zählte Gdynia 223'000 Einwohner.

Aus Sicherheitsgründen, denn die Lage in Polen war noch immer sehr heikel, hatte mein Vater die neue Molkerei in Luzino auf den Namen unseres ältesten Bruders, der damals 18 Jahre alt

war, gekauft und auch so ins Grundbuch eintragen lassen. Natürlich hatte weder er noch meine Mutter je daran gedacht, dass der Eintrag einmal missbräuchlich genutzt werden könnte.

Auch die Luziner Molkerei war leer und musste wieder neu eingerichtet werden. Deshalb bedurfte es einer gewissen Zeit, bis alles fertig war und sie in Betrieb genommen werden konnte. Sowohl die Einwohner als auch die Bauern nahmen uns gut auf. Alle konnten auch Deutsch.

Deutschland führte mit Polen einen Wirtschaftskrieg, was es uns unmöglich machte, unsere Produkte über die nicht weit entfernt liegende Grenze nach Deutschland zu verkaufen. Polen aber besass bereits zu viele Lebensmittel, so dass es schwierig war, überhaupt Absatzwege zu finden. Denn schickten wir die Ware nach Warszawa, kam kein Geld; schickten wir sie aber per Nachnahme, kam die Ware zurück. Dennoch wussten wir uns immer irgendwie zu helfen. Und mit der Zeit wurde es auch besser, und wir wirtschafteten gut. Somit konnten wir Steuern und Unkosten zahlen, ohne uns verschulden zu müssen.

Hinter der Molkerei liessen die Eltern die dort noch vorhandenen Stallungen ausbauen und schafften sich hundert Schweine an, um die in der Produktion anfallende Molke verfüttern zu können. Für uns waren die Schweine am Jahresende der Verdienst, während andere – weil ihnen die Schweinehal-

tung zuviel Arbeit machte – die Molke und damit den Verdienst in den Graben schütteten.

Am hinteren Molkereigebäude gab es den Anbau eines riesigen Eiskellers, so gross wie ein kleines Einfamilienhaus. Allerdings hatte er nur eine kleine Luke, durch die man das Eis hineinbrachte. In etwa zwei Kilometer Entfernung lag ein mittelgrosser See, der im Winter zufror. Von diesem See wurde das Eis herangefahren, das wir zur Kühlung von Milch, Butter, Rahm und anderen Produkten in der Molkerei benötigten. Im Februar, während der kältesten Zeit des Jahres, fuhr ein Bauer das in grosse Blöcke gehackte und gesägte Eis mit zwei Wagen und acht Pferden in unseren Eiskeller, und zwar vierzehn Tage lang, von morgens bis abends. War der Keller schliesslich gefüllt, wurde alles Eis mit Sägespänen abgedeckt. So hatten wir das ganze Jahr über Eis, obwohl es keine Kühlschränke oder Kühlanlagen gab.

Eine Schlittenfahrt

An einem schönen Wintermorgen musste ich mit meinem Vater nach Wejherowo fahren, um Ware an Geschäfte auszuliefern. Es herrschte klirrende Kälte, sicher 35 Grad unter Null. Der Schlitten wurde beladen und während es noch leicht schneite, ging es los. Die Strasse fiel bis Goszezecino sehr steil ab. Plötzlich scheute das Pferd und raste mit uns die Strasse hinunter. Mein Vater schrie mir zu: «Lass dich hinten vom Schlitten heraus schleifen!» Es gelang mir tatsächlich, mich vom Schlitten gleiten zu lassen, ohne mich ernsthaft zu verletzen. Ängstlich sah ich meinem Vater hinterher, ob es ihm gelänge, den Schlitten zum Halten zu bringen. Erst nach etwa zwei Kilometern konnte er zwischen Bäume ausweichen, wo Sand und Steine den Schlitten schliesslich abbremsen. Das Pferd war wohl am Bein durch die Ladung behindert worden und hatte sich aufgebäumt. Während mein Vater es beruhigte, holte ich den Schlitten ein, und wir fuhren weiter nach Wejherowo. Nie werde ich vergessen, wie sich

der Vater gesorgt hatte, dass mir nichts passierte, an sich dachte er nicht. Zum Glück blieb auch er unverletzt, aber der Schreck sass uns kräftig in den Gliedern.

Wir hatten gute Eltern. Allen fünf Kindern haben sie in den schwierigen Zeiten eine gute Ausbildung ermöglicht, was damals weder leicht noch selbstverständlich war, inmitten der vielen Kriege.

Oft fuhr ich auch, als ich schon grösser war, mit den Eltern im Schlitten unter schönem Glockengeläute durch den stillen, verschneiten Wald. Das waren unsere Ferientage, ruhige Tage ohne Hektik. Was wollten wir Kinder noch mehr? Ich war damals fünfzehn, sechzehn Jahre alt. Mit offenen Augen sah ich, welche wunderschöne Welt der Herrgott geschaffen hat. Wir alle hatten Freude an der Natur, das war unsere Freizeitbeschäftigung. Wir waren zufrieden. Jedes Land hat seine Schönheiten, man muss sie nur sehen.

Es gab auch immer einige schöne Bälle: Fasnachtsbälle, Frühlingsbälle im Wald, Schweizer Bälle und andere. Mit den Tennisplätzen und Schwimmbädern in der Umgebung hatten wir alles, was wir uns für die Freizeit wünschen konnten. Wegen ihrer kleinen Anhöhen wurde die Gegend allgemein die Kaschubische Schweiz genannt. Hier wurde kaschubisch gesprochen, ein polnisches Platt, wie es Plattdeutsch gibt.

Wie weiter?

Meine 1904 geborene Schwester Helen kehrte nach drei Jahren wieder in die Schweiz zurück, und mein jüngster Bruder absolvierte eine kaufmännische Lehre in Danzig. Mein Vater hoffte, er würde den Betrieb einmal übernehmen; aber es kam anders, denn mein Bruder wanderte nach Amerika aus.

Nun war nur noch ich als Mädchen alleine bei den Eltern. Insgesamt habe ich elf Jahre bei ihnen gearbeitet, natürlich ohne Lohn, nur fürs Essen, Wohnen und die Kleidung, aber das war früher ganz normal. Taschengeld gab es immer, wenn gut gearbeitet worden war, doch verlangt habe ich das Geld nie.

Nach 1928, mit etwa siebzehn, achtzehn Jahren, war ich dann auch in einem unserer Läden in der Stadt als Verkäuferin tätig und fuhr täglich mit dem Zug dorthin. Es gefiel mir zwar, aber auch ich verspürte den Drang auszuwandern, denn für mich als junge Frau würde es zu schwierig werden, einen solch grossen Betrieb, wie unsere Molkerei es war, alleine weiterzuführen. Und die Eltern waren unterdessen auch schon Mitte Sechzig. Wir mussten uns entscheiden.

Mein Vater beschloss schliesslich, die Molkerei zu verkaufen. Danach wollte er definitiv in seine Schweizer Heimat zurückkehren, um dort mit der Mutter den Lebensabend zu verbringen. Aber so einfach war das nicht.

*

Während die Menschen im kleinen Luzino ihren alltäglichen Beschäftigungen nachgingen, rückten auf der grossen Bühne Deutschland und die Sowjetunion politisch näher zusammen.

Der Vertrag von Rapallo, geschlossen am 16.4.1922, regelte die diplomatischen Beziehungen der beiden Staaten und schrieb die Neutralität des einen Partners beim Angriff eines Drittstaates auf den anderen fest. Aus Angst vor der erstarkten, mittlerweile von Kommunisten beherrschten Sowjetunion schlossen sich 1922 Polen, Estland, Lettland und Finnland kurzfristig zur «Baltischen Entente» zusammen. Weil polnische Freischaren im Oktober 1920 die litauische Hauptstadt Wilna handstreichartig erobert hatten, trat Litauen der Entente nicht bei, während das finnische Parlament den Pakt aus Furcht vor einem polnisch-sowjetischen Krieg nicht ratifizierte.

Wie fast alle europäischen Staaten stürzte auch Polen zu Beginn der zwanziger Jahre in eine tiefe Wirtschafts- und Finanzkrise.

Kapitalvermögen und Ersparnisse wurden in den Kriegsjahren völlig aufgezehrt. Die polnische Regierung versuchte sich zu helfen, indem sie die Notenpresse in Bewegung setzte. Die Folge war eine massive Inflation. Eine gewisse Stabilisierung trat mit

der im April 1924 durchgeführten Währungsreform ein, die die polnische Mark im Verhältnis 1:1.8 Millionen durch den Zloty ersetzte.

Die neuen Agrargesetze von 1920 und 1925 führten zur Enteignung von Grossgrundbesitzern, zu Meliorationen und Flurberreinigungen.

Nach einer kurzen Erholungsphase schlitterte Polen Mitte der zwanziger Jahre erneut in eine Wirtschaftskrise. Ende 1925 war rund ein Drittel aller polnischen Arbeiter erwerbslos. Die Regierung versuchte, der Krise durch eine harte Deflationspolitik Herr zu werden. Die PPS befürchtete, dass die Sanierung der Wirtschaft auf dem Buckel der Arbeiter und Kleinbauern durchgeführt werden sollte, und ging auf Oppositionskurs. In Kalisch, Stryj und Lublin lösten Arbeitslose Unruhen aus; die gesamte Situation führte zu einer Staatskrise, als sich die Regierung schliesslich auflöste. Diese Staatskrise rief erneut Josef Pilsudski auf den Plan. Am 21. März 1926 hielt der ehemalige Staatspräsident im Warschauer Colosseum einen Vortrag, in dem er unter anderem ausführte: «Wenn ich über die eigenartige Geschichte unseres Staates, unseres Volkes nachdenke, wenn ich mich im Geiste in die früheren Zeiten versetze, da Polen als politischer Staat von der Weltkarte verschwunden war, so sehe ich die Geschichte, die grosse Lehrmeisterin des Lebens, wie sie still einherschreitet, ihre Wahrheiten, die Schrecken und Freuden der Welt sammelt.»

Die vorerst nebulös klingenden Worte sollten sich bald aufhellen: Am 12. Mai 1926 nahm Josef Pilsudski mit 15 Regimentern Praga ein und erreichte nach einiger Gegenwehr am 14. Mai die Hauptstadt Warschau. Pilsudskis Sieg stand fest, als die PPS am selben Tag zum Generalstreik aufrief. Anhänger des Umstürzlers rissen Eisenbahngleise auf und verhinderten so, dass regierungstreue Armeeteile auf dem Schienenweg nach Warschau verlegt werden konnten. Der vom Parlament gewählte Präsident und die von ihm eingesetzte Regierung traten in der Nacht auf den 15. Mai zurück. Im Schlösschen Belvedere, seinem neuen Wohnsitz, erklärte Josef Pilsudski:

«Ich habe einen einzigartigen geschichtlichen Akt vollführt, indem ich etwas tat, was nach einem Staatsstreich aussah, den ich aber sofort zu legalisieren vermochte, wodurch etwas einer Revolution Ähnliches, aber ohne die Folgen einer Revolution, geschah.»

Wenige Tage später liess der Diktator vor den versammelten Parteivertretern keinerlei Zweifel am autoritären Charakter seiner Regentschaft aufkommen:

«Als ich aus Magdeburg zurückgekehrt war, besass ich eine Macht, wie sie vorher niemand in Polen innegehabt hatte. Da ich an die Wiedergeburt des Volkes glaubte, wollte ich nicht mit dem Stock regieren und gab die Macht in die Hand des durch mich berufenen verfassunggebenden Sejm, den ich nicht hätte einzuberufen brauchen. Das Volk war aber noch nicht reif dafür. Schufte und Halunken taten sich gross ... Nichtswürdige Menschen spielten den grossen Herrn. Die demokratische Freiheit wurde in einer Weise missbraucht, dass einem die ganze Demokratie verhasst wurde, was ich als entschiedener Demokrat am schmerzlichsten empfunden habe ... Wir hatten ein schwaches und kaum atmendes Staatswesen empfangen und es den Bürgern wiedergeboren und lebensfähig übergeben. Was haben Sie aus diesem Staatswesen gemacht? Ein Gespött! Ich möchte mir nicht den Vorwurf machen, dass ich die begonnene Arbeit nicht zu Ende geführt habe.»

Nach seinem Putsch wies Pilsudski sämtliche Spitzenfunktionen Politikern und Fachleuten zu, die ihm genehm waren. Er selbst begnügte sich bis zu seinem Tod im Jahre 1935 mit dem Amt des Kriegsministers.

*

Zu dieser Zeit war die Weltwirtschaft in einer schweren Krise, und keiner hatte Geld, um eine Molkerei zu kaufen. Für den Lebensabend hatte mein Vater keine Vorsorge getroffen, und eine Rente gab es damals noch nicht. Er hatte sein Leben lang immer wieder Geld verliehen, ohne es je wieder zurückzubekommen,

er war in dieser Beziehung so gutmütig wie grosszügig. Vorläufig blieb den Eltern nicht anderes übrig, als in Polen zu bleiben.

Auswandern nach Amerika?

Ich aber meldete mich zu einem Sprachkurs in Englisch an, denn ich wollte, sobald ich etwas Geld gespart und die Sprache gelernt hätte, nach den USA auswandern. Mein Bruder und meine Schwester waren inzwischen dort und schrieben mir, ich solle auch kommen.

Es war aber damals nicht leicht, in die USA hineinzukommen. Es konnte Jahre dauern, bis ein Visum erteilt wurde. Da ich aber schnell hinüber wollte, unterhielt ich mich mit meiner Englischlehrerin darüber. Schon in der nächsten Englischstunde sagte sie mir ihre Hilfe bei der Beschaffung eines Visums zu, denn sie habe gute Beziehungen. Allerdings müsse ich sofort fünftausend Zloty zahlen. Zu Hause erzählte ich das, aber meine Mutter war skeptisch. Die Lehrerin fragte mich in der nächsten Stunde, ob ich mich schon entschieden hätte, was ich verneinte. Meine Mutter machte das nur noch misstrauischer. Wie sollte man denn ohne die Behörden zu einem rechtmässigen Visum kommen? Wieder fragte mich die Lehrerin, wieder zögerte ich die Entscheidung hinaus.

Dann stiessen wir auf einen Zeitungsartikel, in dem es hiess, in letzter Zeit seien vermehrt angebliche Englischlehrer in Polen aufgetaucht, die vorgaben, jungen Mädchen ein USA-Visum zu beschaffen. Nachdem sich einige Eltern bei den Behörden nach diesen Leuten erkundigt hatten, stellte sich heraus, dass hier eine organisierte Mädchenhändler-Bande am Werk war, deren Spuren die Polizei bereits seit einiger Zeit verfolgte. Sie nutzten die Englischkurse, um mit den Mädchen in Kontakt zu kommen und sie unter dem Visumsvorwand schliesslich zu verschleppen.

Als ich das nächste Mal wieder in den Unterricht ging, fand ich die Tür verschlossen. Tatsächlich waren auch unsere Lehrer Mitglieder dieser Bande gewesen!

Neue Pächter

Nachdem sich die Molkerei zu diesem Zeitpunkt nicht verkaufen liess, entschlossen sich meine Eltern zu einer Verpachtung. Auf ihr Inserat meldeten sich zwei Brüder, die zunächst nur aus Frankreich zurückgekommen waren, um ihre Eltern zu besuchen. Doch inzwischen hatte der Ältere der beiden sich hier mit der Tochter eines Gutsbesitzers verheiratet und war nun auf der Suche nach einer neuen Existenzgrundlage.

Mein Vater wurde schnell mit ihm einig, und Josef Nowak pachtete unsere Molkerei. Die beiden Geschäfte in der Stadt waren von der Pacht nicht betroffen, so dass ich weiterhin jeden Abend die Produkte für unsere Milchläden in der Molkerei bestellte. Hier arbeitete auch der jüngere der beiden Nowaks, Edmund. Wir unterhielten uns gelegentlich, und eines Abends begleitete er mich zum Bahnhof. Er wusste nichts von meinem Englischunterricht und fragte mich, wieso ich denn abends immer noch einmal in die Stadt führe. Ich erzählte ihm von meinen Plänen, vom Englischunterricht, den ich als Vorbereitung für meine Auswanderung in die USA benötigte, und von meinen Geschwistern, die schon dort seien. Erstaunt fragte er zurück, wieso ich denn nicht die schöne Molkerei übernehmen wolle. Dass dies für eine junge Frau vielleicht zu schwierig sein könnte, darauf war er nicht gekommen. Auch fühlte ich mich einsam ohne meine Geschwister, und nahe Freunde hatte ich zu der Zeit keine. Bis der Zug kam, gingen wir noch die Bergstrasse entlang spazieren, um uns weiter zu unterhalten – was wir in der Folge noch öfter taten. So lernten wir uns immer besser kennen, und wie es im Leben so geht, haben wir uns auf diesen Spaziergängen ineinander verliebt. Ich stellte fest, dass der junge Herr Edmund sehr vernünftig sprach, und ein tüchtiger Geschäftsmann schien er auch zu sein. Ausserdem war er diskret, was mir entsprach: Niemand in unserer Umgebung hatte bemerkt, dass wir uns näher kennengelernt hatten.

Eines Tages kam statt Edmund seine Schwester zur Arbeit. Ich nahm die Gelegenheit wahr, mich nach Edmunds Alter zu er-

kundigen, denn ihn selbst hatte ich das nicht fragen wollen. Allerdings wollte ich auch nicht, dass sie etwas von meinem Interesse an ihrem Bruder bemerkte, also versuchte ich, die Frage so nebenbei wie möglich zu stellen. «Edmund ist neunzehn», sagte sie. Ich dachte, ich hätte mich verhört. Konnte das wahr sein? Auf mich hatte er doch einen so viel reiferen Eindruck gemacht! Ich selbst war einundzwanzig Jahre alt und hatte mir fest vorgenommen, keinen Mann unter 25 Jahren zu heiraten, und schon gar keinen, der sogar noch jünger war als ich. Edmund aber sah gar nicht aus wie ein Neunzehnjähriger, ich hatte ihn auf mindestens 26 Jahre geschätzt. Er wirkte sehr männlich und sah zu alledem auch noch gut aus. Ausserdem war er ein freundlicher, gesprächiger Mann, was mir sehr gefiel.

Nur ein halbes Jahr nachdem Josef Nowak die Molkerei in Pacht übernommen hatte, wurde ihm eine Grossmolkerei in Gdynia, der schönen Hafenstadt, angeboten. Er entschloss sich zuzugreifen und kündigte seine Pacht bei uns. Meinen Eltern fiel es natürlich nicht leicht, wieder einen geeigneten Pächter suchen zu müssen. In dieser Situation fragte mich Edmund, ob wir denn nicht gemeinsam die Molkerei pachten könnten. Ich wollte die Entscheidung meinem Vater überlassen, der von Edmunds Vorschlag sehr überrascht war. Wie er sich das denn vorstelle? Edmund Nowak unterbreitete meinem Vater seinen Plan, die Milch vorläufig noch zur Produktion an seinen Bruder in Gdynia zu liefern, später dann aber selbst zu verarbeiten. Im Übrigen, liess er meinen Vater wissen, sei er «sehr froh, wenn Fräulein Stucki im Betrieb mithelfen» könne, denn er selbst sei ja dann viel mit dem Auto unterwegs, da sei es gut, im Betrieb jemanden zu haben, der nach dem Rechten sehe. Damit müsse er sich wohl an das Fräulein Stucki selbst und ihre Mutter wenden, gab mein Vater ihm erstaunt zur Antwort und war dann um so verduztter zu hören, dass dies bereits geschehen sei und beide einverstanden wären! Meine Mutter hatte gute Augen und bereits gehaut, worum es ging, als wir mit unserer Bitte zu ihr kamen. Sicher freute sie sich auch darüber, dass dann wenigstens ein Kind in ihrer Nähe blieb, nachdem alle anderen weit fort waren.

Das Geschäft lief gut an. Edmund gab mir, auch als wir noch nicht verlobt waren, jeden Tag den Verkaufserlös zur Aufbewahrung, was ich als einen grossen Vertrauensbeweis empfand. Seine Schwester arbeitete ebenfalls in unserem Betrieb, und er hätte das Geld ebensogut ihr geben können. Es war erstaunlich, wie umsichtig Edmund Nowak mit seinen neunzehn Jahren den Betrieb leitete. Ich wirtschaftete gut, hielt jeden Rappen fest, und so gelang es uns tatsächlich, in wenigen Jahren ein kleines Vermögen zu erarbeiten.

Dann kam der Tag, an dem wir die Milch nicht mehr nach Gdynia liefern konnten, sondern den Käse selbst herstellen mussten. In der langen Reifezeit brauchten wir all unser Gespartes, um den Bauern die Milch zahlen zu können, aber wir schafften es.

Meine Eltern waren erleichtert, als sie sahen, dass wir als neue Pächter ebenfalls wieder gut wirtschafteten. Allerdings bedurfte die Molkerei einer dringenden Renovierung, denn inzwischen waren die Leitungen veraltet und mussten erneuert werden. Bei dieser Gelegenheit wollten wir das Geschäft auch gleich vergrössern. So wurden alle Böden und Wände der Molkerei jetzt gefliest, die Wasserleitungen erneuert, und sukzessive ersetzten wir anschliessend die veralteten Maschinen durch neue, was mein Vater ursprünglich schon machen wollte, wozu ihm aber dann doch die Energie bereits fehlte.

Im Mai 1933 schliesslich verlobten Edmund und ich uns auch offiziell. Wir gaben ein kleines Fest im Familienkreis, daheim.

Edmund hatte noch seinen Militärdienst abzuleisten – und ich brannte immer noch darauf, zu meinen Geschwistern in die USA zu fahren. Die Gelegenheit dazu hatte ich aber erst, nachdem mein Verlobter wieder aus dem Militärdienst zurück war.

*

Als Edmund Nowaks älterer Bruder 1932 Luzino verliess, um in Gdynia die Grossmolkerei zu übernehmen, herrschte in Polen das sogenannte Regime der Obersten. Die Obersten regierten

nach Pilsudskis Anweisungen und lösten sich in den wichtigsten Staatsämtern turnusmässig ab. Die Idee dieser «Wachablösung» hatten sie aus dem inzwischen faschistisch gewordenen Italien übernommen.

Das Obersten-Regime übte seine Staatsmacht mit Hilfe einer Beamten- und Funktionärsclique aus, die vorwiegend dem verarmten polnischen Kleinadel entstammte und einen ständig wachsenden Graben zwischen Regierenden und Regierten schuf. Auf die sich verschärfende gesellschaftliche Krise reagierte es mit autoritärem Druck, der 1933 schliesslich in einem «Ermächtigungsgesetz» gipfelte, das dem Staatspräsidenten erlaubte, gesetzgebende Verordnungen allein zu erlassen.

Mit ähnlichen Mitteln gelangten auch die Nationalsozialisten in Deutschland an die Macht, als Hitler im Januar 1933 Reichskanzler wurde. Schon bald musste Pilsudski einsehen, dass er die Ambitionen Hitlers, von dem er geglaubt hatte, er habe als «Österreicher» kein Interesse an veränderten Ostgrenzen, falsch eingeschätzt hatte. Deshalb entschloss er sich bereits 1934 zu einem Arrangement mit dem Deutschen Reich: Am 26. Januar 1934 wurde zwischen den beiden Ländern ein Nichtangriffspakt geschlossen, der eine Zehnjahresfrist enthielt. Das bereits zwei Jahre zuvor erzielte Abkommen mit der Sowjetunion wurde ebenfalls in diesem Jahr verlängert. Polen konnte sich somit sowohl an seinen Westgrenzen wie im Osten gesichert fühlen.

Am 12. Mai 1935 starb Josef Pilsudski. Seine Verdienste um Polen sind bis heute, je nach politischer Sicht, umstritten. Die Ära zwischen 1926 und 1935, die als «moralische Diktatur» in die Zeitgeschichte eingegangen ist, trat in der Bewertung vieler Polen weit hinter die Verdienste zurück, die sich Pilsudski als Revolutionär und Staatsgründer erworben hatte. Eine unübersehbare Menschenmenge erwies dem toten Marschall die letzte Ehre, als er vom Schlösschen Belvedere in Warschau nach Krakau überführt und dort in den Königsgräbern beigesetzt wurde.

Die Reise in die USA

Endlich war es soweit: Ich konnte zu meinen Geschwistern nach New York reisen. Zunächst fuhr ich nach Bremen, um von Bremerhaven aus mit dem Schiff in die USA zu fahren. Es war eine herrliche Seereise, bis ich nach acht Tagen New York erreichte. Mein Bruder und meine Schwester zeigten mir alles, was New York an Sehenswertem zu bieten hat, und wollten mich am liebsten gleich dabehalten. Mich aber zog es zurück zu meinem Verlobten, zu Edmund in Luzino, so dass ich nur einen Monat in New York blieb.

Natürlich erhielt ich in diesem Monat auch Post. Edmund schrieb mir, was sich so alles im Geschäft tat: «Unsere Sau hat 12 niedliche Ferkel geworfen. Alle laufen putzmunter herum.» In meiner Begeisterung zeigte ich den Brief gleich meiner Schwester. Sie schaute mich an und brach in schallendes Gelächter aus: «Weisst du, Gretel, ich habe schon viele Liebesbriefe von Verehrern bekommen, darunter waren sogar welche mit schönen Gedichten, aber von Sauen und Ferkeln hat mir noch keiner in einem Liebesbrief geschrieben.» Wir lachten noch lange miteinander über den schönen Brief. Als ich Edmund, der meine Schwester nicht kannte, das später erzählte, schmunzelte er nur und sagte, das seien doch Glücks-Säuli und brächten uns sicher Glück. Er hatte mich einfach über alles informieren wollen.

Auf der Rückreise kreuzten wir den damals schnellsten und neuesten Luxusdampfer, die «Bremen». Dieses Schiff schaffte die Strecke in der halben Zeit und war schon nach fünf Tagen am Ziel.

Mir hatte es gut gefallen in New York, aber für immer hätte ich nicht in dieser grossen Stadt leben wollen. In Polen lebten wir ruhig und schön auf dem Land und trotzdem in der Nähe einer Stadt und sogar des Meeres.

Wegen Edmunds Militärdienst und auch wegen meiner Amerikareise waren wir insgesamt vier Jahre verlobt. Bei herrlichem Sommerwetter heirateten wir dann im Juni 1937 in der Klosterkirche von Wejherowo.

Meine Schwiegereltern hatten neun Kinder grossgezogen, zwei Töchter und sieben Söhne. Noch vor dem Ersten Weltkrieg betrieben sie ein Fouragegeschäft in Duisburg; später kauften sie an einem See bei Posen eine Gärtnerei. Nach dem Krieg wurde dieses Gebiet ebenfalls polnisch, was auch für die Schwiegereltern schwierig war. Dennoch erhielten alle Kinder eine gute Ausbildung, um fürs Lebens gerüstet zu sein.

Wir selbst, Edmund und ich, waren jung, gesund und fleissig und wollten nun bald den Umbau der Molkerei vollenden.

Im Februar 1939 kam unsere Tochter Christine zur Welt. Es war uns beiden eine grosse Freude, denn wir wollten gern Kinder. Meine Eltern halfen uns mit der Betreuung, denn Edmund und ich hatten beide viel im Geschäft zu tun.

Düstere Wolken

Plötzlich ging das Gerücht um, dass es Krieg geben würde. Keiner glaubte es, denn Polen war ja auf keinen Krieg vorbereitet. Während der ganzen Zeit hatten meine Eltern nie Schwierigkeiten damit bekommen, dass sie keine Polen waren. Sie hatten immer ruhig und zufrieden hier gelebt, niemand hatte sie wegen der deutschen Sprache je behelligt. Auch die noch hier lebenden Deutschen hatten keine Probleme; seitens der Polen gab es weder Verbote noch Hass. Die nach dem Ersten Weltkrieg hier gebliebenen Deutschen gingen ihren Geschäften nach wie alle anderen und wurden nie schikaniert. Kamen sie ihren Pflichten nach, lebten sie in derselben Freiheit wie die Polen oder andere hier ansässige Ausländer. Für alle war es eine schwere Zeit, weil die Welt insgesamt eine Krise erlebte. Jeder bemühte sich zu arbeiten, so gut es ging, um die Rechnungen bezahlen zu können, und jeder war froh und glücklich, wenn das gelang. Wir genauso wie alle anderen.

Polen hatten mir berichtet, dass es im Land mehrere Parteien gab, diese aber untereinander zerstritten waren und nichts Rechtes zustande brachten. Jede zog nach einer anderen Seite. Als

dann Pilsudski kam, stellte er mit starker Hand wieder Ordnung und Ruhe in Polen her. Er war ein aufrechter Mann, kein Unterdrücker. Er wollte das Chaos beenden, Ruhe und Ordnung für sein Land schaffen. Das hat er erreicht.

*

Das am 29. September 1938 zwischen Deutschland, Italien, Frankreich und Grossbritannien ausgehandelte «Münchener Abkommen» sollte helfen, einen Krieg mit Deutschland zu verhindern. Hitler wurde zugestanden, die deutschbesiedelten Teile Böhmens dem Deutschen Reich einzugliedern in der Hoffnung, er würde es dabei bewenden lassen, nachdem er bereits im März desselben Jahres Österreich als selbständigen Staat liquidiert hatte. Die Tschechoslowakei wurde gleichzeitig verpflichtet, Grenzregionen an Polen und Ungarn abzutreten, während die Signatarstaaten den Bestand des als eigentliche Tschechoslowakei verbleibenden Rests garantieren sollten. Doch bereits im März des folgenden Jahres marschierten deutsche Truppen in den Westteil des Landes ein und konnten in der Slowakei einen Vasallenstaat errichten, ohne dass die Westmächte eingriffen. Die als Appeasement-Politik bezeichnete Haltung der westlichen Staaten war damit gescheitert.

In der Folge wurde Litauen gezwungen, das Memelgebiet ebenfalls an Deutschland abzutreten. Darauf reagierte Grossbritannien mit einem Beistandspakt an Polen, der am 21. März 1939 geschlossen wurde. Unverzüglich liess Hitler die deutschen Generäle einen Angriffsplan gegen Polen ausarbeiten. Als Vorgabe zu diesem Plan formulierte er am 25. März die Weisung: «Polen soll dann so niedergeschlagen werden, dass es in den nächsten Jahrzehnten als politischer Faktor nicht mehr in Rechnung gestellt zu werden braucht.» Bereits am 28. April kündigte Hitler den deutsch-polnischen Nichtangriffspakt aus dem Jahr 1934.

Polen glaubte sich aufgrund der Abkommen mit England und Frankreich einerseits, mit der Sowjetunion andererseits immer

noch einigermaßen geschützt, obwohl seine aussenpolitische Lage immer heikler wurde.

Um einen Vorwand zu schaffen, täuschte der deutsche Sicherheitsdienst einen polnischen Überfall auf den Sender Gleiwitz vor. In den frühen Morgenstunden des 1. September 1939 überschritten anschliessend deutsche Truppen ohne Kriegserklärung von der Slowakei und von Deutschland aus die polnischen Grenzen. Damit hatte der Zweite Weltkrieg begonnen.



Margarete Stucki
mit 11 Jahren,
nach der Ankunft
in Luzino.



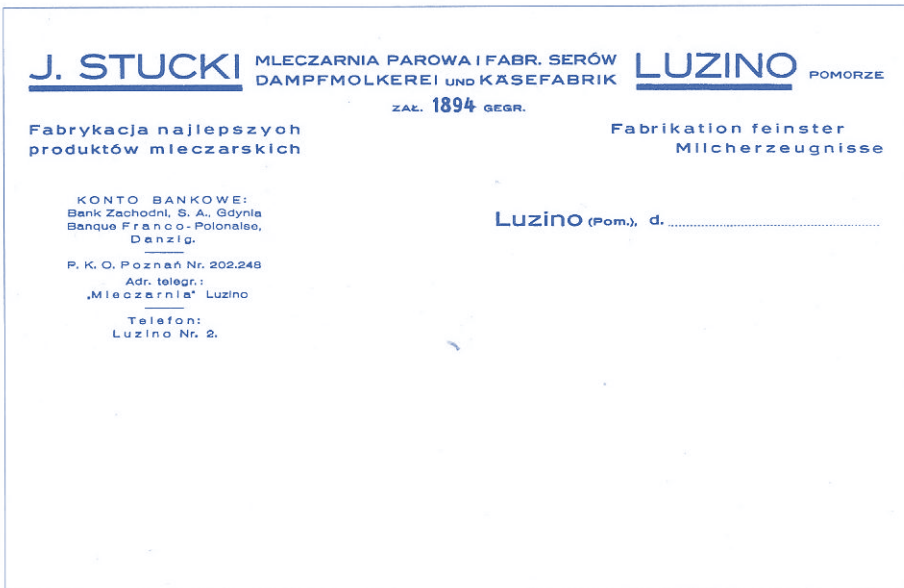
Die ersten Angestellten der Molkerei.



Vater Anton Stucki.
um 1921.

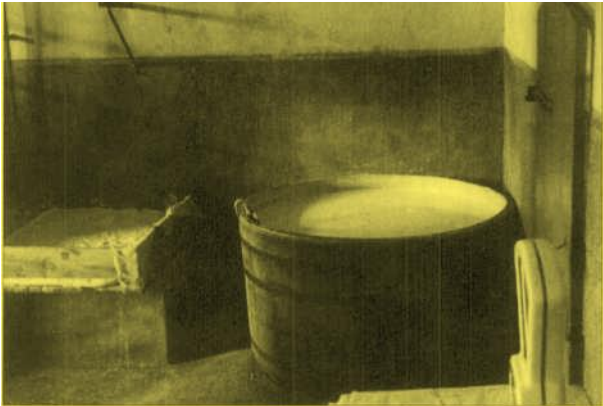


Die Molkerei in Luzino. Oben rechts im Fenster das Ehepaar Stucki.



Briefkopf der Molkerei mit der Telefonnummer 2.

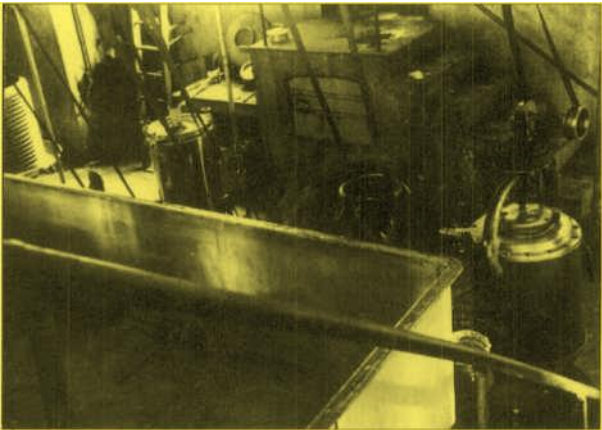
Details aus der Molkerei



Der Käsekessel aus Kupfer.



Das Butterfass.



Die Milchannahme.

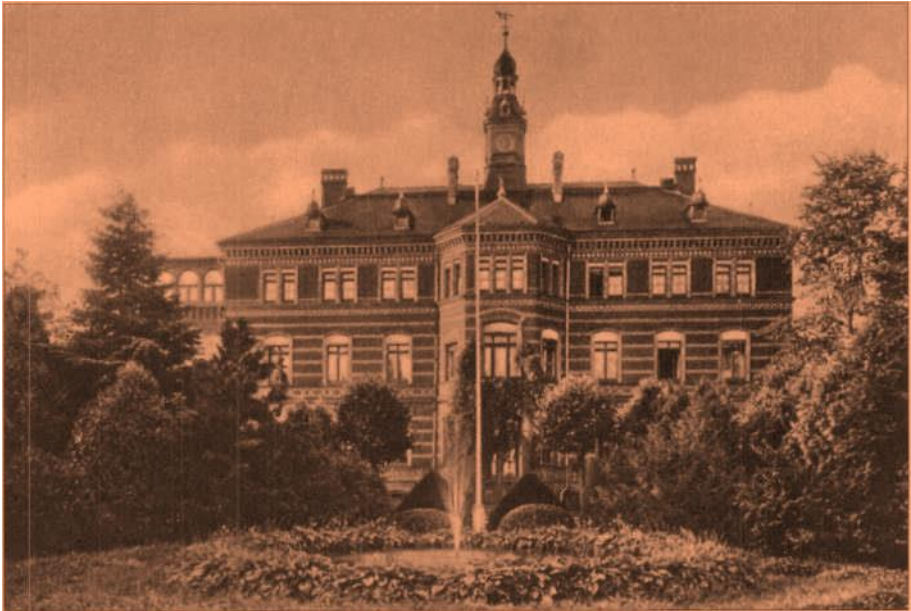


Wejherowo nach dem Ersten Weltkrieg. Marktplatz und Geschäftsstrasse.

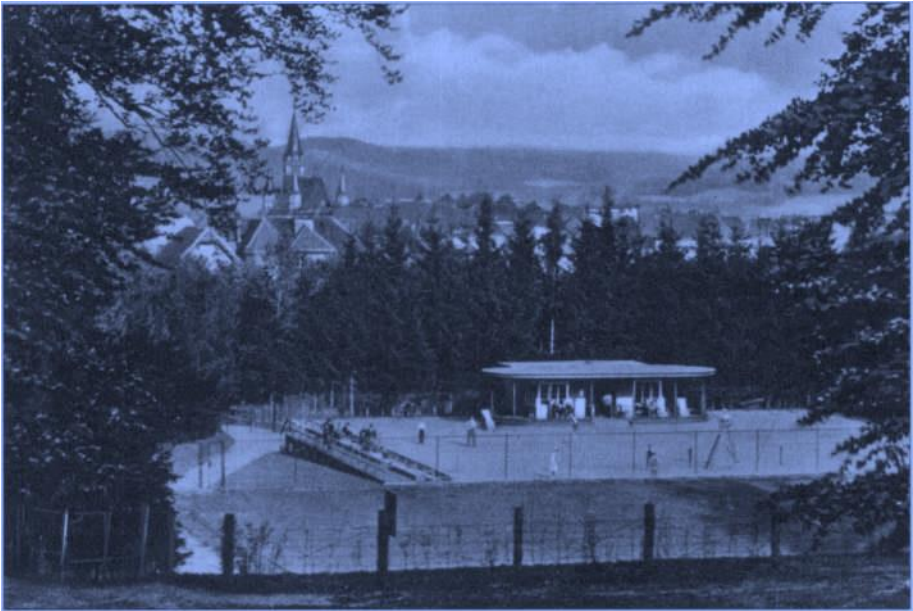
Wejherowo



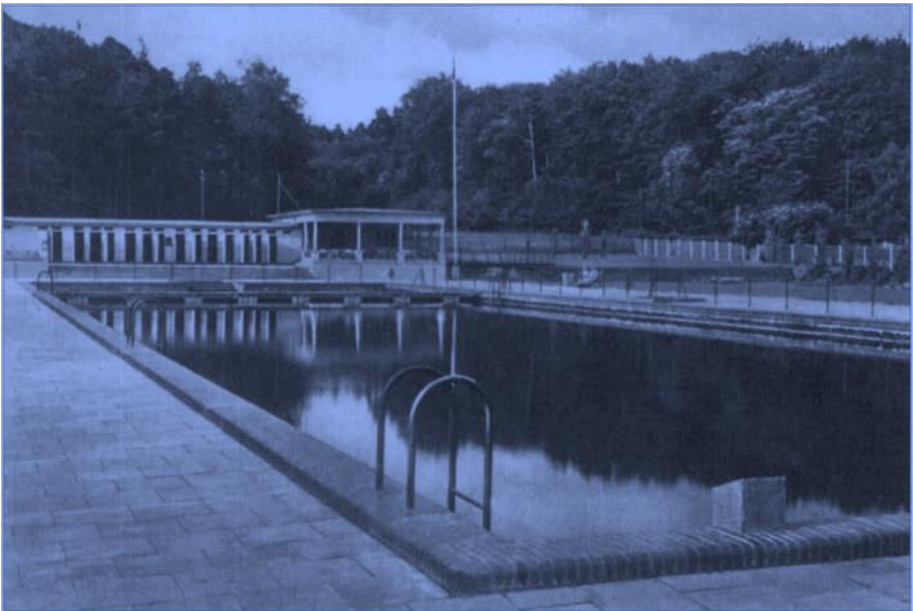
Das Schloss der Grafen Keyserlingk.



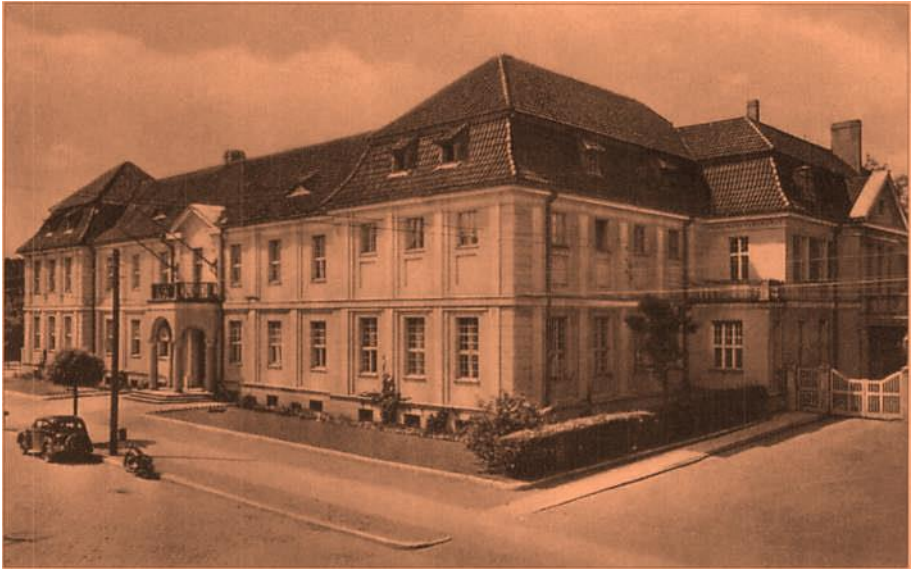
Die Kaserne.



Öffentlicher Tennisplatz.



Die Badeanstalt.



Das Landratsamt. (Die Aufnahmen der Postkarten stammen von dem Fotografen Waldemar Engler aus Wejherowo, der später auch die Aufnahmen der modernisierten Molkerei machte.)



Das Stadtzentrum nach dem Wiederaufbau 1945. Zu sehen ist die Geschäftsstrasse, in der sich ehemals der Milchladen der Stuckis befand.



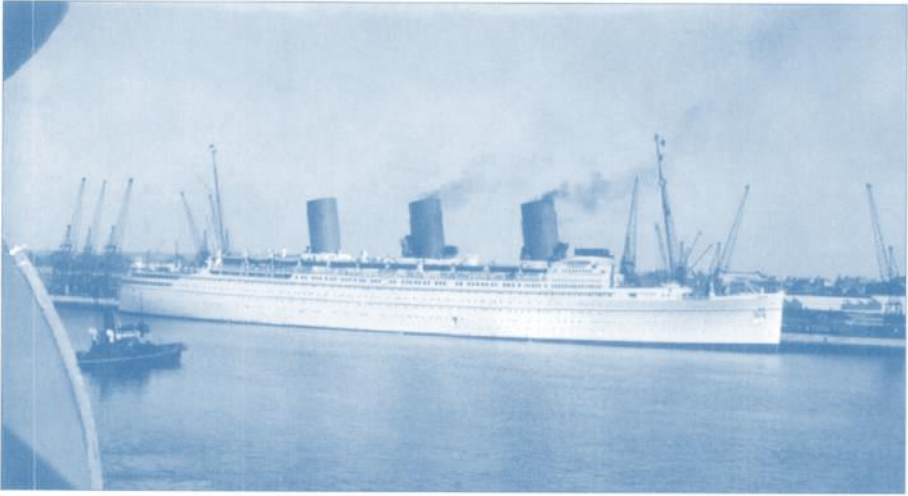
Luftaufnahme des modernen Gdynia/Gdingen.



Der wehrdienstleistende Edmund Nowak als Matrose der polnischen Marine in den 30er Jahren.



Überfahrt nach New York am 5. September 1935.
In der obersten Reihe steht (7. von links mit weissem Haarband) Margarete Stucki.



Der Überseedampfer «Deutschland».



Passagiere des Dampfers
während der Überfahrt
(2. von links:
Margarete Stucki).



Der Dampfer «Bremen»,
fotografiert von
der «Deutschland» aus.



Die Hochzeit 1937. Im Bild rechts neben dem Brautpaar die Eltern Stucki.
über Edmund Nowak stehend: Frau Keller aus Winterthur.



Die Schwester Helen Stucki,
verheiratete Baumgartner,
kurz vor ihrem frühen Tod
1938.



Margarete Nowak-Stucki
mit ihrem Bruder Eugen
(links im Bild) und ihrem Mann
beim Spaziergang durch
Gdynia, um 1938.



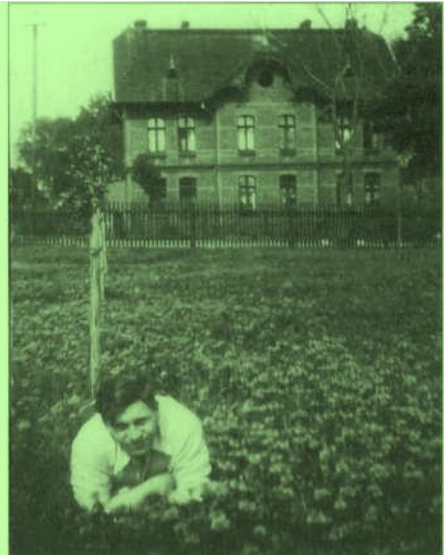
Das Hühnerhaus mit Gardinen.



Der Hühnerauslauf. Im Bild von links:
eine Bekannte, die Schwester Helen,
die Mutter und Margarete Nowak-Stucki.



Im Obstgarten; von links: Helen aus den
USA, die Mutter, die Brüder Ernst und John
aus der Schweiz.



Edmund Nowak auf der grossen Wiese,
deren Mäht mit der Molke an die Schweine
verfüttert wurde.



Milchmänner der Molkerei in Gdynia. Am Steuer: Edmund Nowak, oben links stehend: sein Bruder Felix. Hierhin lieferte Edmund Nowak die Milch, die morgens um fünf Uhr von den Milchmännern mit dem Fuhrwerk in die Haushalte der Stadt gefahren wurde.



Edmund Nowak am Steuer seines Lieferwagens, mit dem er die Milch nach Gdynia lieferte.



Einer der beiden Milchläden in Wejherowo mit einer Verkäuferin, Anfang der dreissiger Jahre.



Die Molkerei Nowak nach der Übernahme und während der Modernisierungsphase, um 1938.

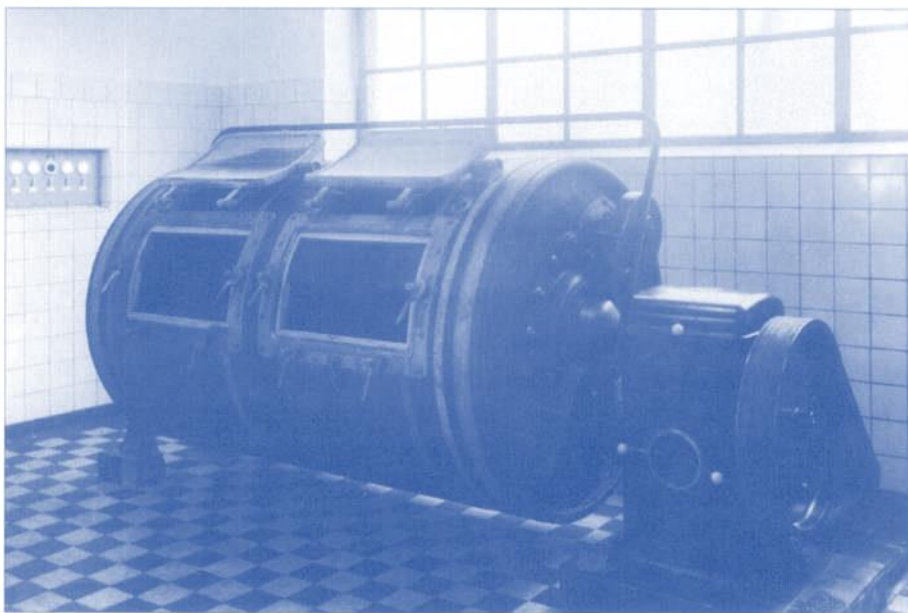
Details der modernisierten Molkerei



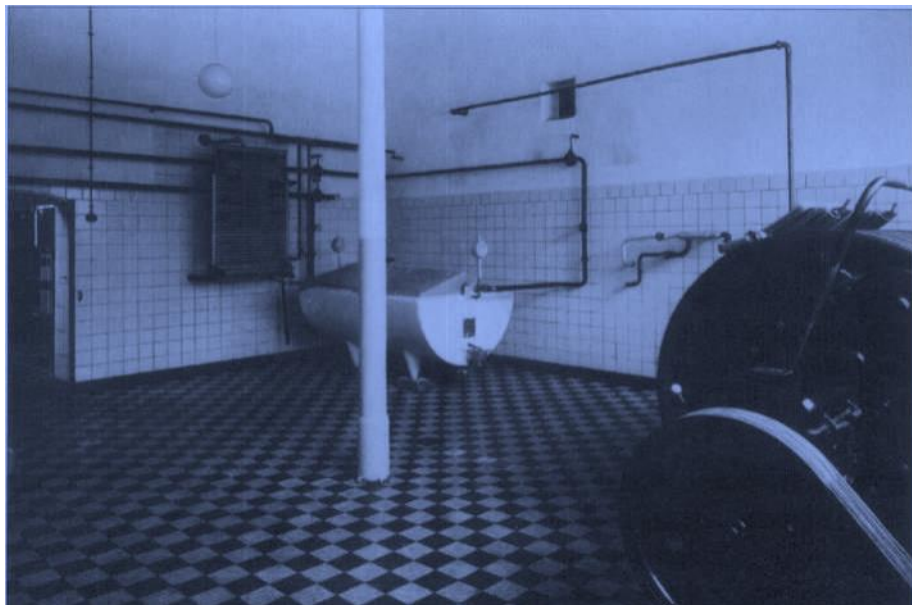
Die Milchannahme mit Waage, Abtropfgestell und Schreibpult.



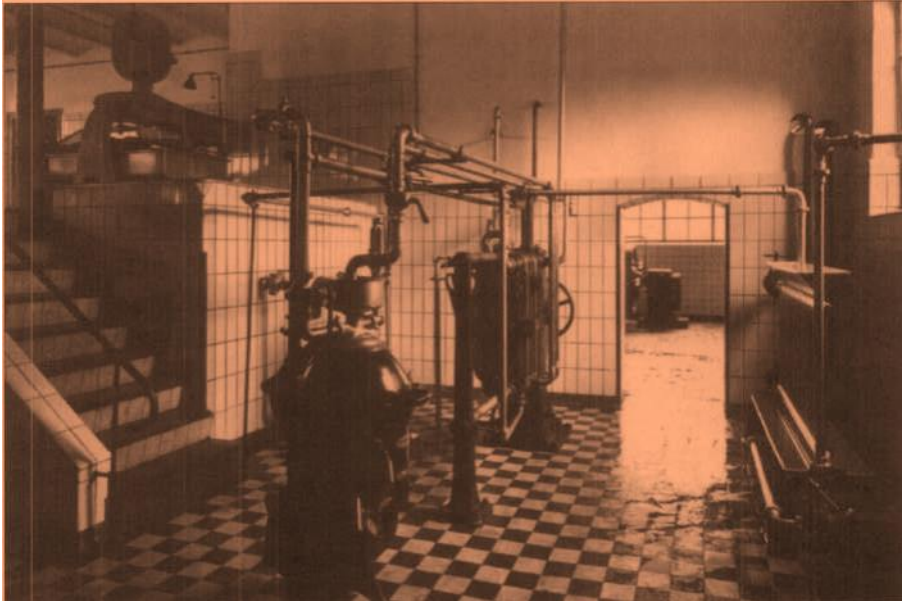
Neue Milchbassins, die 5'000 Liter fassen.



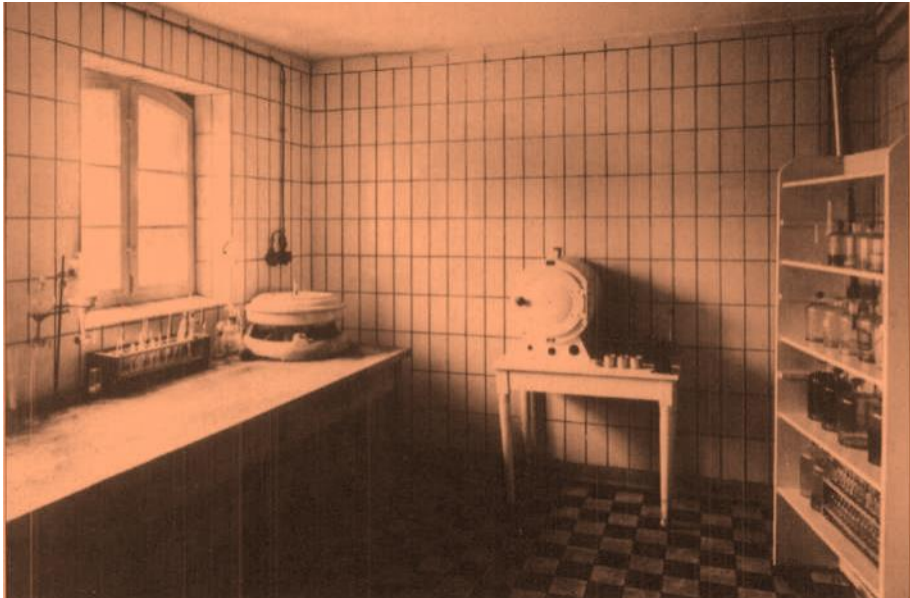
Die neue Buttereier.



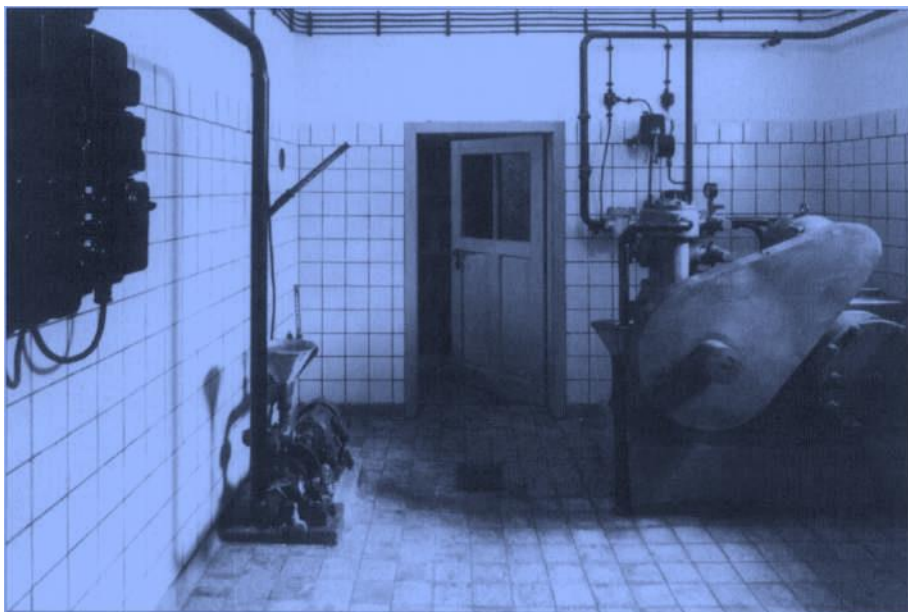
Der neue Rahmreifer.



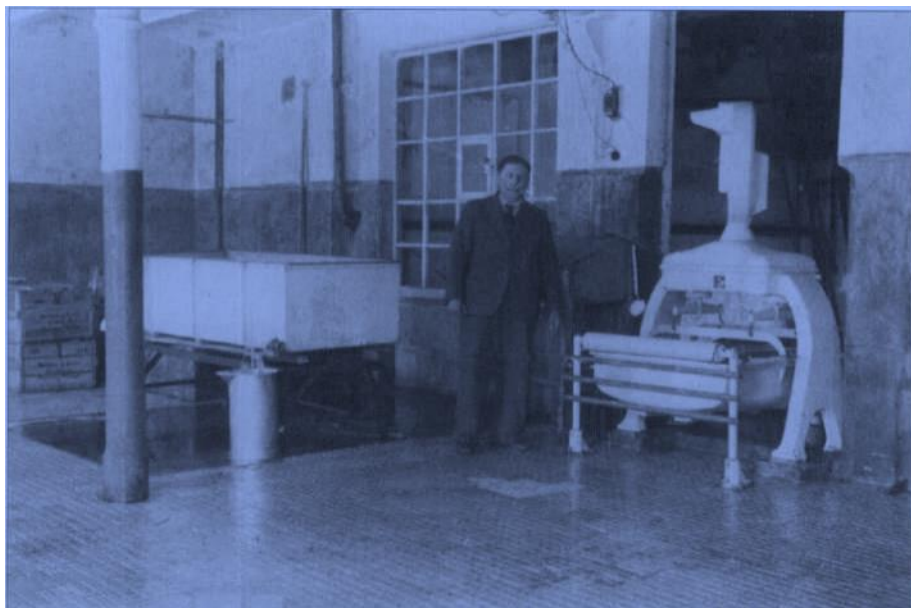
Der Maschinenraum im Zwischengeschoss.



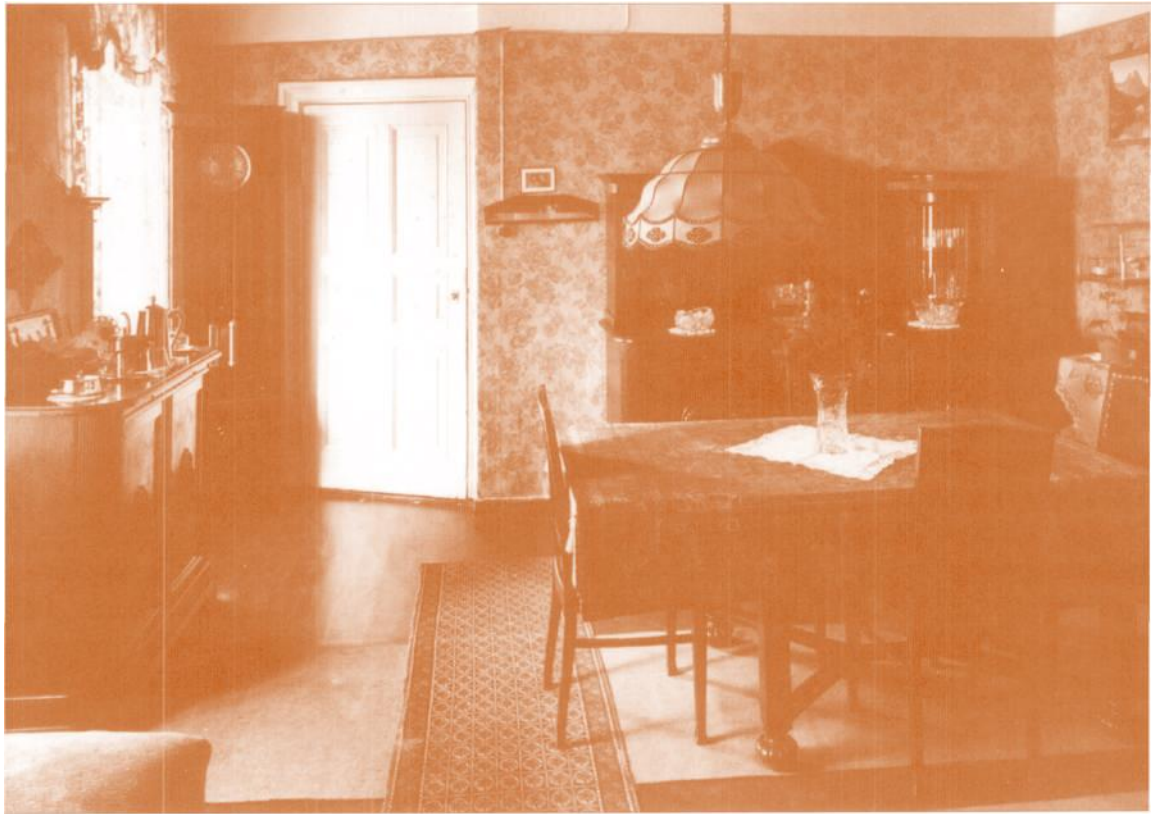
Das Labor für die Milchuntersuchung im früheren Dampfmaschinenraum des Untergeschosses.



Die erste Kühlanlage der Molkerei.



Edmund Nowak im Wägeraum zu Beginn der Modernisierung.



Die Wohnung im Obergeschoss der Molkerei.

Kriegszeiten

Eines Morgens um fünf Uhr früh im September 1939 liefen vor unserem Bahnhof viele junge Leute in Zivil sowie einige Soldaten aufgereggt umher. Sie behaupteten, Deutschland habe Polen überfallen. Krieg! Wir alle waren äusserst beunruhigt über dieses Gerücht. Oder war es schon eine Nachricht? Edmund wurde mit unserem Lastauto und einigen Soldaten sofort nach Wejherowo beordert – es stimmte also, es war kein Gerücht.

Sie behielten meinen Mann gleich da, er konnte nicht einmal mehr nach Hause kommen. Edmund war damit bereits eingezogen, er war schon Soldat. Wir mussten klaren Kopf bewahren, mussten überlegen, was wir tun sollten. Mir wurde sofort bewusst, dass auch wir in Gefahr waren, denn die Molkerei hatte einen hohen Schornstein, der sicherlich als erstes bombardiert werden würde. Wir fragten einen Bauern, ob wir zu ihm aufs Land kommen könnten. Er sagte zu, also packte ich ein, was wir mitnehmen konnten. Bald schon standen wir samt Kinderwagen bereit – doch mein Vater weigerte sich hartnäckig, das Haus zu verlassen. All unser Bitten half nicht, er wollte die Gefahr, in der er sich befand, einfach nicht sehen. So blieb uns nichts anderes übrig, als allein, meine Mutter und ich mit meiner Tochter Christine, durch die Dorfstrasse zu ziehen. Deutsche Bomber flogen tief über uns hinweg, über die Kartoffelfelder; wir hatten Glück und wurden nicht getroffen. Sie wollten uns wohl Angst einjagen, denn später stellte sich heraus, dass es nur Aufklärungsflugzeuge gewesen waren. So trafen wir atemlos und erschöpft, aber heil bei dem Bauern ein.

Am nächsten Morgen ging ich gleich zurück zur Molkerei, um zu sehen, wie es dort stand. Es war alles ruhig. Wieder versuchte ich, meinen Vater davon zu überzeugen, wie notwendig es sei, dass er mit uns käme – aber vergebens. Er könne die Tiere nicht allein lassen – wir hielten inzwischen etwa zweihundert Schweine und Kleintiere. Aber die Angestellten waren zum grösseren Teil noch dort, so dass dies kein rechtes Argument für seinen Verbleib war. Es war nichts zu machen, er kam nicht mit. Ich

nutzte die Gelegenheit, da die Lage offenbar insgesamt noch ruhig war, und nahm einen Korb voll Butter, um sie mit dem Fahrrad an Kunden in Wejherowo zu liefern. Unterwegs traf ich einige Grenzbeamte, die ich kannte, und erkundigte mich nach der Lage. «Alles ruhig, die Deutschen sind noch nicht da», gaben sie mir zur Antwort. Ich könne getrost fahren.

Zwei Stunden später wollte ich zurück und traf auf Strassen-sperren. Die Deutschen hatten inzwischen die Grenze überschritten, nun sass ich fest. Ich fuhr zu einer Freundin zurück nach Wejherowo, die mir anbot, zunächst bei ihr zu bleiben. Es gab gar keine Alternativen, ich blieb also über Nacht.

Am nächsten Morgen waren die Strassen bereits voll mit deutschem Militär. Wir wurden aufgefordert, in den Häusern zu bleiben, durften nicht einmal ans Fenster treten, es würde sofort geschossen. Erst am Nachmittag gegen drei Uhr konnten wir wieder hinaus. Ich wagte mich zwischen die Leute am Markt-platz und wandte mich schliesslich an die herumstehenden deut-schen Soldaten. Ich fragte sie, ob sie in Luzino vorbeigekommen seien und wüssten, ob dort etwas passiert sei. Ein Soldat wollte mich beruhigen und sagte mir, dort sei alles soweit in Ordnung, nur der Molkereibesitzer Nowak sei ermordet worden.

Mein Mann war eingezogen, das stand fest. Der Vater?! Ed-mund konnte es nicht sein, es musste unser Vater sein! Ich brach auf dem Marktplatz zusammen.

Als hätte ich eine Ahnung gehabt, als ich ihn immer und immer wieder bat, die Molkerei doch zu verlassen!

Beim Einmarsch der Deutschen war mein Vater von polni-schen Raubmördern auf grausame Weise ermordet worden. Das deutsche Militär hatte zunächst unsere Molkerei besetzt, erfuhr dann aber, dass die Polen mit Verstärkung heranrückten. Des-halb zog sich die deutsche Vorhut in eine nahegelegene Kies-grube zurück. Sie rieten meinem Vater, mit ihnen zu kommen. Er aber antwortete, er lebe bereits seit mehr als zwanzig Jahren in Polen, habe den Polen nur Gutes getan und nichts von ihnen zu befürchten. Ausserdem sei er ein neutraler Schweizer Bürger. Offenbar glaubte er, er könne im Ernstfall die Polen davon über-

zeugen und wollte vielleicht deshalb nicht mit den Deutschen gehen. Polen war seine zweite Heimat geworden, er konnte sich nicht vorstellen, dass ihm hier von den Polen etwas angetan werden würde. Er soll noch gesagt haben, dass er in Polen keine Feinde habe, was der Wahrheit entsprach.

Die Polen kamen zwar, zogen aber wieder ab. Als die Deutschen am nächsten Morgen die Molkerei erneut besetzten, fanden sie meinen Vater ermordet auf den Gleisen liegen. Er muss grauenhaft zugerichtet ausgesehen haben.

Als Schweizer durchschaute mein Vater die Nazis nicht. Aber er sprach kein Polnisch, sondern nur Deutsch. Das war wohl sein Todesurteil. Dass die Polen einen Schweizer, noch dazu einen 65jährigen alten Mann ermordeten, kann ich weder vergessen noch es ihnen verzeihen. Warum dieser ruchlose Mord? Es gibt immer Aussenseiter, vor denen ich meinen Vater gewarnt hatte. Er glaubte mir nicht, denn wir waren alle gegen diesen Krieg. Noch am 4. Januar 1939 hatten die polnischen Behörden seine Aufenthaltsbewilligung erneuert. Hätte er sie erhalten, wenn er den Polen gegenüber feindselig gewesen wäre? Jeder Ausländer wurde doch genau überwacht. Und hatte nicht ich selbst einen polnischen Ehemann, der sein Land über alles liebte? Für meinen Vater waren all das genügend Beweise, dass ihm nichts geschehen konnte.

Der oder die Mörder wurden nie ermittelt. Allerdings brachte die Gestapo einen Grenzbeamten zu mir, der angeblich dabei gewesen sein soll, als der Mord geschah. Unter dieser Anschuldigung kniete der Mann vor mir nieder und flehte mich an, ihm die ständig beteuerte Unschuld zu glauben. Der Mann der Gestapo hörte zu, was ich dem Mann auf polnisch antwortete. Vielleicht verstand er Polnisch? Dem Grenzbeamten sagte ich: «Wenn Sie wirklich unschuldig sind und nicht dabei waren, werden Sie auch wieder freikommen.» Ich konnte nichts gegen ihn aussagen, denn ich wollte niemandem, der vielleicht unschuldig war, Schaden zufügen. Nachdem ich während der Tat nicht zu Hause gewesen war, wusste ich auch nichts. Etwa drei Wochen später wurde der Mann wieder aus der Untersuchungshaft entlassen.

Hätte ich den Mann bezichtigt, an dem Mord beteiligt gewesen zu sein, hätten die Nazis mir geglaubt und ihn sofort erschossen. Aber ich wollte ehrlich bleiben und keinem Unrecht tun. Ich dachte mir, der Herrgott werde dem Schuldigen die gerechte Strafe schon erteilen.

Meinen Vater wollten wir in aller Stille beerdigen und kein Aufheben um die Sache machen, um niemanden in der angespannten Lage zu reizen. Ich ging also zum Priester in Wejherowo, der behauptete, der Leichnam müsse in einem Zinksarg transportiert werden. Doch woher sollten wir das Geld für einen solchen Sarg nehmen? Dem evangelischen Pfarrer, an den ich mich dann wandte, erschien die Lage offenbar weniger heikel. Er nannte mir einen Schreiner, der einen Holzsarg zimmern könne, während er selbst das Grab auf dem Friedhof ausheben lasse. Edmund und ein Angestellter exhumierten unseren provisorisch von den Deutschen begrabenen Vater und brachten ihn mit dem Fuhrwerk nach Wejherowo. Doch während der Beerdigung kamen SS-Leute mit Hakenkreuz-Fahnen und unterbrachen den Pfarrer. Wir erschrakten, denn gerade das hatten wir nicht gewollt. Aber wir waren machtlos und mussten uns fügen. Wir hatten keinen Kontakt zur SS oder zu deutschem Militär, aber wir wussten, dass einige Polen dies beobachteten und gegen uns auslegen könnten. Wir lebten in Angst.

*

Der gewaltsame Tod Anton Stuckis gehörte zu den sogenannten Septembermorden. Nach dem Einmarsch der deutschen Wehrmacht eskalierte in Westpreussen unter der polnischen Bevölkerung der Hass jetzt auch gegen die in Polen lebenden Deutschen. Es kam zu Exekutionen von echten und vermeintlichen Hitler-Anhängern und zu willkürlichen Razzien. Tausende verdächtiger sogenannter Volksdeutsche wurden aus den polnischen Westgebieten ins Landesinnere verschleppt. Einige hundert fielen dabei der polnischen Armee in die Hände, die sich auf dem Rückzug befand. Heute weiss man, dass in den ersten Kriegsta-

gen zwischen vier- und fünftausend dieser Volksdeutschen umkamen. Die Nazis schlachteten diese Bluttaten sofort propagandistisch aus. Sie stellten die «Septembermorde» als Kollektivverbrechen der polnischen Nation dar, die damit ihren «minderwertigen Charakter» offenbart habe. Die Zahl der Toten wurde infolge einer persönlichen Anordnung Hitlers verzehnfacht und betrug deshalb offiziell 58'000. Das Naziregime liess sich die Chance nicht entgehen, die «Septembermorde» für seine verbrecherische Polen-Politik zu nutzen, die darauf abzielte, Hitlers Weisung vom 25. März grausame Realität werden zu lassen.

Anfang Oktober erhielt die Schweizer Gesandtschaft in Berlin einen amtlichen Bericht, in dem das deutsche Auswärtige Amt die Ereignisse in Luzino darstellt:

«Am 5. September 1939 rückte deutsches Militär in Lusim (korrekt: Lusin, deutsch für Luzino, d. Verf.) ein, von dem ein Teil in der Molkerei des Stucki Quartier nahm. Stucki befand sich allein im Hause. Seine Frau war fünf Tage vorher mit ihrem Enkelkind zu einer bekannten Besitzersfrau in der Nähe von Lusim geflohen. Die Tochter war mit Waren nach Neustadt (deutsch für Wejherowo) gefahren und wurde von den Polen nicht mehr zurückgelassen. Ebenso ging es dem Schwiegersohn Edmund Nowak, welcher mit seinem Lieferwagen am 1. September 1939 nach Neustadt gefahren war. Am 6. September rückte das deutsche Militär von Lusim ab und polnisches Militär wieder in Lusim ein. In der Nacht vom 6. bis 7. September, um etwa 2 Uhr, drangen dann etwa 30 Personen, Grenzbeamte, Militär, Zivilisten, in die Molkerei ein, suchten und fanden schliesslich Stucki, der sich in dem oberen Raum versteckt hatte und trieben ihn mit Schlägen hinunter zu dem in unmittelbarer Nähe gelegenen Bahngleise. Hier wurden ihm die Augen ausgestochen, das Gesicht zerschnitten, der Bauch aufgeschlitzt und schliesslich eine Handgranate um den Bauch gebunden, welche ihn dann zerriss. In diesem Zustand wurde er am darauffolgenden Morgen von den wieder einrückenden deutschen Truppen vorgefunden und begraben. Nach Angaben von in Lusim ansässigen Volksdeutschen war Stucki trotz seiner 66 Jahre noch sehr

rüstig. Er hat vielen Dorfeinwohnern geholfen und sie auch weitgehend geldlich unterstützt. Kurze Zeit vor Ausbruch des Krieges war es Stucki kaum noch möglich, sich in seinem Garten sehen zu lassen, weil er stets von fanatischen Polen, deren Namen jedoch nicht feststehen, mit Steinen oder Erdstücken beworfen wurde. Die Polen haben bei dem Eindringen in die Molkerei einige Türfüllungen eingeschlagen und die Kassette des Stucki, in welcher sich eine grössere Menge Geld und Wertpapiere befunden haben sollen, entwendet. Am Mord beteiligte Personen sind bisher noch nicht festgestellt worden. Die Ermittlungen werden fortgesetzt.»

Den Bericht des Auswärtigen Amtes wertet Margarete Nowak-Stucki als reine Propaganda. Vor allem entbehre die Behauptung, ihr Vater habe sich nicht mehr im Garten zeigen können, weil er mit Steinen beworfen worden sei, jeder Grundlage. Bis zuletzt habe ihr Vater immer im Garten gesessen.

Trennung und Wiedersehen

Mein Mann, der inzwischen vom Militär zurückgekehrt war, wurde einige Zeit danach von den Nazis verhaftet, ohne dass man uns sagte, warum. Als kurz darauf drei SS-Männer 100 Kilogramm Butter in der Molkerei verlangten, traute ich mich, den ranghöheren SS-Mann darauf anzusprechen. Schliesslich hatten sie behauptet, sie würden uns die Bezugsscheine und das Geld für die Butter später zusenden (was aber nie geschah). Ein wenig standen sie deshalb in unserer Schuld, so fasste ich mir ein Herz und fragte ihn, ob er über den Verbleib meines Mannes etwas wisse, der von der Strasse weg verhaftet worden sei. Er erklärte sich bereit, in Danzig auf dem Amt nachzufragen und mir dann Bescheid zu geben.

Tatsächlich wurde mir kurz darauf telefonisch mitgeteilt, mein Mann sei in Danzig. Sofort machte ich mich auf den Weg, ihn dort aufzusuchen. Ich versuchte, per Autostopp nach Danzig zu gelangen, denn unser Lieferwagen war beschlagnahmt wor-

den. Als ich in Danzig eintraf, sagte man mir im Büro der SS, mein Mann sei nicht mehr in Danzig, sie wüssten nicht, wo er sich im Augenblick befinde. Ich war wie erschlagen. Der Weg war lang und beschwerlich gewesen – und nun sollte ich alleine, ohne Edmund, zurückkehren. Völlig erschöpft und traurig kam ich spät zu Hause an. Als ich die Wohnungstür öffnete, stand dort – mein Mann! Er war aus dem Gefängnis entlassen worden und so schnell es ging nach Luzino gekommen. Unsere Wege hatten sich gekreuzt!

*

Mitte September 1939 war der grösste Teil der polnischen Armee von der deutschen Wehrmacht eingekreist. Am 17. September liess die Sowjetunion den polnischen Botschafter in Moskau wissen, dass sie den polnischen Staat als aufgelöst betrachte. Noch am selben Tag verliessen die polnische Regierung und die militärische Führung das Land. Am 27. September kapitulierte die Hauptstadt Warschau, deren Bewohner sich bis zuletzt verzweifelt verteidigt hatten.

Ignacy Moscicki, der jetzt in Rumänien internierte polnische Staatspräsident, bestimmte Marschall Wladyslaw Raczkiewicz zu seinem Nachfolger. Unter seiner Präsidentschaft formierte er in Frankreich eine neue polnische Regierung, deren Ministerpräsident, General Wladyslaw Sikorski, ein langjähriger Gegner Pilsudskis war. Frankreich, Grossbritannien und die USA erkannten Sikorskis Regime als legale polnische Regierung an. Er stellte eine polnische Auslandsarmee zusammen, die schnell auf 84'000 Mann anwuchs und 1940 in Norwegen und Frankreich an den Kämpfen gegen Hitler-Deutschland teilnahm.

Am 20. Oktober 1939 schrieb der Führer des Einheitskommandos der deutschen Sicherheitspolizei in Bromberg über die Entwicklung in Westpreussen an das Reichssicherheitshauptamt in Berlin:

«Es ist geplant, die radikalen polnischen Elemente zu liquidieren. Ausserdem wurden in letzter Zeit planmässig Aktionen

durchgeführt, bei denen vor allem Angehörige der polnischen Intelligenzschicht festgenommen wurden. Es ist anzunehmen, dass mit diesen in letzter Zeit durchgeführten Aktionen der grösste Teil der polnischen Intelligenz in Haft gesetzt ist.»

*

Im Spätherbst 1939 drängten uns die Bauern der Umgebung, die Molkerei wieder zu eröffnen. Auch vom Landratsamt wurden wir aufgefordert, die Stadt wieder mit Milch und Milchprodukten zu beliefern. Aber wir hatten keine Autos mehr, denn sie waren alle beschlagnahmt worden. Ich besprach das Problem mit einem Bekannten, den ich zufällig traf. Er meinte, er habe auf der Halbinsel Heia eins unserer Autos gesehen, er könne sich gut an die Firmenschrift erinnern. Ich ging aufs Landratsamt und sprach dort mit einem Grafen Matuschka, der hilfsbereit in Heia anrief und sich nach unserem Firmenwagen erkundigte. Tatsächlich wurde ihm dies bestätigt. Man habe den Wagen nicht starten können und sei froh, wenn wir ihn dort abholten! Wir erhielten daraufhin ein amtliches Schreiben, das den Sachverhalt bestätigte. Da die Züge bereits wieder verkehrten, fuhren wir gleich am nächsten Tag los, um unser Auto abzuholen.

Der Soldat, der uns zu dem Wagenpark begleitete, gab uns noch einen Kanister Benzin, lachte aber und meinte, das würde wohl auch nichts nützen, sie hätten schon alles versucht, der Wagen spränge nicht an.

Edmund versuchte sein Glück. Er drehte die Kurbel – nichts geschah. Die danebenstehenden Soldaten begannen zu lachen, sie hatten es ja schon gewusst. Edmund liess nicht locker, er versuchte es wieder und wieder, sehr zum Gelächter der Soldaten. Plötzlich sprang der Motor an. Alle waren verblüfft, denn keiner hatte mehr daran geglaubt.

Überglücklich setzten wir uns ins Auto, dankten nochmals fürs Benzin und fuhren heim, durch eine herrlich herbstlich gefärbte Landschaft. Allerdings kamen wir ziemlich durchgefroren

zu Hause an, denn die Autoscheiben waren kaputt, und die Fahrt hatte immerhin vier Stunden gedauert.

Jedenfalls hatten wir für den Anfang unseren Lieferwagen und konnten den Betrieb sofort wieder eröffnen.

Der Terror

Eine Zeitlang ging alles gut. Etwa drei Wochen nach der Wiedereröffnung aber fand ich, als ich abends von unserem Geschäft in Neustadt zurückkam, einen Mann in unserer Wohnung vor, der meiner Mutter und Edmund mit Zwangsmassnahmen drohte. Er behauptete, wir hätten die Molkerei nicht wieder eröffnen dürfen. Ich spürte, er wollte uns erpressen, und sagte ihm das auf den Kopf zu. Daraufhin zog er einen Revolver, ich flüchtete mich in ein anderes Zimmer und schloss mich ein. Der Mann verfolgte mich zunächst, verschwand dann aber. Wieder erlitt ich einen Nervenzusammenbruch.

Am nächsten Tag besuchte ich zwei Kunden in Neustadt. Als ich vor ihrem Haus eintraf, sah ich auf beiden Seiten der Strasse einen Riegel aus SA- und SS-Leuten. Männer wurden aus den Häusern getrieben, auf Autos geladen und in den Wald gefahren, wo sie erschossen wurden.

Im letzten Haus der Strasse wohnte eine mir bekannte Zahnärztin. Noch während ich die Treppe hochging, kam mir die Frau weinend entgegengelaufen: «Frau Nowak, sie haben mir meinen lieben Mann abgeholt!» Die Frau war am Ende. Ihr Mann war ein polnischer Major, aber bereits pensioniert. Für die Nazis gehörte er zur polnischen Intelligenz, die sie ausrotten wollten. Und so geschah es auch.

So schnell ich konnte, lief ich zurück nach Hause. Ich fühlte so sehr mit diesen verfolgten Menschen. Doch konnte auch ich nur weinen. Wie war es zu fassen, dass es solche Menschen gab?

Viele Menschen im Dorf erlebten Schweres, denn durch die Bahnstation war Luzino nicht so abgelegen wie andere Dörfer.

Eines Tages trafen Züge aus Deutschland ein mit bleichen,

völlig verängstigten Menschen. Sie wurden eingeladen und in bereitstehende Planlastwagen verfrachtet. Dann fuhr man sie in den nahegelegenen Wald. Auch sie wurden dort umgebracht.

Unser Dorfpfarrer wurde nachts abgeholt – und keiner hat je wieder etwas von ihm gehört. Der Schalterbeamte, der am Bahnhof die Billette verkaufte, wurde verhaftet – auch er kam nie mehr zurück. Er war ein rechtschaffener Mensch, der niemandem je etwas zuleide getan hat. Zurück blieben seine Frau und neun Kinder. Um ihnen zu helfen, nahmen wir sie bei uns auf; sie arbeiteten im Geschäft mit. Später erfuhren wir, dass er Opfer einer Verleumdung geworden war: Irgendein Taugenichts hatte ihn völlig grundlos angeschwärzt. Als einer seiner Söhne 1943 zum deutschen Militär eingezogen wurde, riet mein Mann ihm, er solle nachforschen, was mit seinem Vater geschehen sei. Die Nazis schoben die Schuld auf die Polen und behaupteten, die Transportzüge, in dem auch sein Vater gewesen sei, seien von den Polen bombardiert worden. Das war reine Lüge und Erfindung. Auch er war im Wald erschossen worden.

Meine Mutter, eine anständige, ehrenhafte Deutsche aus Ostpreussen, war aufs äusserste empört: «Das sind keine Deutschen, die solche Dinge tun, das sind Verbrecher, die unschuldige Menschen vertreiben und kalt ermorden!» Sie war entsetzt, dass diese Nazis das Volk, das sie überfallen hatten, vollständig ausrotten wollten.

Jeder versuchte, sich zu verstecken und zu retten, was er nur konnte. Keiner war mehr sicher, aber es wurde mit jedem Tag schwieriger. Auch wir lebten in der Angst, eines Tages abgeholt zu werden. Besonders da wir vielen Familien, die Angehörige verloren hatten, halfen, was in den Zeiten der vollständigen Umkrepelung aller sittlichen und moralischen Werte von vielen als Verbrechen angesehen wurde.

*

Die deutsche Verwaltung teilte das polnische Staatsgebiet neu auf. Aus den Gebieten, die seit 1918 zum polnischen Staatsgebiet

gehörten, wurden die «Reichsgaue» Wartheland und Danzig-Westpreussen. Der Bezirk Kattowitz und die Olsaregion wurden der Provinz Oberschlesien eingegliedert, die Bezirke Sudauen und Zichenau der Provinz Ostpreussen. Die übrigen polnischen Gebiete wurden in einem Generalgouvernement zusammengefasst und in die vier Distrikte Warschau, Krakau, Radom und Lublin eingeteilt. Zum Generalgouverneur wurde Hans Frank ernannt. Die Okkupationsregierung bestand ausschliesslich aus Deutschen und hatte ihren Sitz in Krakau.

Von einem Tag auf den anderen wurden Juden all ihrer bürgerlichen Rechte beraubt. Die Okkupanten durchsuchten ihre Geschäfte und Wohnungen, angeblich nach Waffen. Sie zerschlugen die Einrichtungen, stahlen und brandschatzten.

Waren die ersten Wochen der deutschen Besatzung von wilden Raubzügen und blindem Terror gekennzeichnet, wurde die Verfolgung der Juden anschliessend systematisiert. Am 28. Oktober 1939 wurde erstmals in Wloclawek der Judenstern eingeführt, am 23. November befahlen die deutschen Machthaber im gesamten Generalgouvernement die «Kennzeichnung der Juden».

In der Anweisung des Distriktchefs von Krakau heisst es:

«Ich ordne an, dass alle Juden im Alter von über 12 Jahren ... mit Wirkung vom 1.12.1939 ausserhalb ihrer eigenen Wohnung ein sichtbares Kennzeichen zu tragen haben. (...) Als Kennzeichen ist am rechten Oberarm der Kleidung und der Überkleidung eine Armbinde zu tragen, die auf weissem Grunde an der Aussenseite einen blauen Zionstern zeigt. (...) Juden, die dieser Verpflichtung nicht nachkommen, haben strenge Bestrafung zu gewärtigen.»

Weitere Schikanen wurden als Verwaltungsverordnung erlassen: Juden hatten ihre Geschäfte zu kennzeichnen, sie durften bestimmte Stadtteile, Parks und öffentliche Plätze nicht mehr aufsuchen, keine Verkehrsmittel mehr benutzen.

Die Ghettoisierung der polnischen Juden geht auf einen Befehl des Generalgouverneurs Hans Frank vom Oktober 1940 zurück. Danach wurden Juden zwangsweise in abgesperrten Wohnbezirken der Grossstädte «konzentriert» und ihnen so jede andere Existenzmöglichkeit genommen. Diese Ghettos wurden

für Hunderttausende zu Gefängnissen der schlimmsten Art. Juden, die in Dörfern und kleineren Ortschaften lebten, mussten ihre Häuser verlassen und wurden, oft in langen Fussmärschen, ins nächstgelegene Ghetto vertrieben.

Ein Fest und seine Folgen

Es war bereits Anfang 1940, als alle im Dorf – äusser meinem Mann – eine offizielle Aufforderung erhielten, ins Gasthaus zu einer Versammlung zu kommen. Ich ging also ohne meinen Mann dorthin, denn ich wollte wissen, worum es sich handelte und worüber gesprochen wurde.

Der grosse Saal im Gasthaus war zum Bersten voll. Auf der Bühne hatten sich Sängerinnen und Sänger versammelt, Ansprachen wurden gehalten, es war ein Fest der SS. Ich, die ich eigentlich eine neutrale Schweizerin und nur durch die Heirat auch Polin geworden war, war sehr erschrocken und verwundert, dass Leute, die ich für echte Polen gehalten hatte, als Veranstalter dieses Festes auftraten.

Zum Schluss des Festes wurden alle nacheinander namentlich aufgerufen; jede und jeder hatte durch den grossen Saal nach vorne auf die Bühne zu kommen. Ich sass ganz hinten und konnte nicht recht sehen, was vorne vor sich ging. Mein Name wurde als letzter aufgerufen; ich ging also ebenfalls vor zur Bühne. Dort stand ein SS-Mann, bereit, mir die Hand zu geben und mir ein Parteiabzeichen anzuheften. Ich fragte ihn so laut, dass der ganze Saal es hören konnte: «Und mein Mann?» Keine Antwort. Schliesslich sagte der SS-Mann, mein Mann sei Pole – und er fügte dem noch vieles hinzu, was ich in meiner Aufregung nicht mitbekam. Ich verstand nur, dass ich etwas bekommen sollte, was Edmund verweigert wurde, deshalb sagte ich laut: «Ich bin das, was mein Mann ist, und mein Mann ist, was ich bin. Wir gehören zusammen, und aus diesem Grund verweigere ich dieses Abzeichen.»

Alle im Saal kannten mich, und so ging ein Raunen durch den

Saal. Auf eine solche Antwort war der SS-Mann natürlich nicht gefasst, denn ich war die einzige, die sich geweigert hatte. Am Ausgang standen drei Polizisten, die mich vor den Folgen meiner Weigerung warnten.

Zu Hause erzählte ich Edmund, was geschehen war. Auch er ahnte Schlimmes – und es wurde schlimm: Schon kurz darauf drohte uns die Polizei damit, uns die Molkerei wegzunehmen. Wir überlegten, ob wir etwas tun könnten, aber schliesslich waren wir nur Pächter, die Molkerei, die Gebäude gehörten ja nicht uns. Es war Schweizer Eigentum, und das würden die deutschen Behörden nicht enteignen können.

Eines Morgens erschien ein früherer Konkurrent meines Vaters, Eduard Völzing, der in Zoppot eine Grossmolkerei besass und jetzt ein Parteiabzeichen trug. Er verlangte die Kasse und sämtliche Schlüssel! Vor den Augen unserer Angestellten erklärte er, der Pächter Edmund Nowak gebe die Molkerei freiwillig auf. Unsere Angestellten lachten ihn geradezu aus, denn jeder wusste genau, dass das eine Lüge war. Mein Mann war Pole – das war der Grund.

Danach durfte Edmund den Betrieb nicht mehr betreten. Wir waren ratlos, was konnten wir tun? Dann hörten wir, dass auch einigen Schweizern die Käsereien geschlossen worden waren. Einen dieser von den Massnahmen betroffenen Schweizer kannten wir gut. Herr Liechti besass in Mtilbanz bei Danzig eine Käserei, die geschlossen wurde, weil nach den neuen Bestimmungen des Danziger Milchversorgungsverbandes nur solche Betriebe noch Weiterarbeiten durften, die mehr als dreissigtausend Liter Vollmilch pro Tag verarbeiteten. Nachdem ich davon erfahren hatte, rief ich ihn gleich an. Er gab uns den guten Rat, uns an den deutschen Rechtsanwalt Dr. Wilde in Berlin zu wenden, er vertrete Schweizer Bürger. Sofort fuhr ich die fast tausend Kilometer nach Berlin, um ihn zu bitten, unseren Fall zu übernehmen. Er willigte ein und wandte sich sogleich an die Schweizer Gesandtschaft in Berlin, die in Verhandlungen mit dem Deutschen Milchverband trat. Es wurde ein zäher Kampf, der sich über Monate hinzog. Schliesslich gaben die deutschen Behörden

meiner Mutter den Betrieb zurück, allerdings unter der fast unmöglichen Auflage, binnen einer Woche einen Verwalter einzustellen. Edmund durfte die Molkerei nicht führen. Mir wurde erlaubt, meiner Mutter zu helfen! Die Vereinbarung mit dem Verwalter sollte sowieso nur für die Dauer des Krieges gelten. Danach hätten wir die Molkerei abzugeben und in Russland Aufbauhilfe zu leisten! Das war das eine, aber woher überhaupt einen Verwalter nehmen, denn alle deutschen Männer waren im Krieg.

Plötzlich hatte ich die Idee: Ich rief Herrn Liechti an, der uns den Anwalt vermittelt hatte, und fragte ihn, ob er nicht als Verwalter bei uns arbeiten wolle. Sofort war er einverstanden. Natürlich hatten die deutschen Behörden nicht damit gerechnet, dass wir in so kurzer Zeit einen Verwalter finden würden.

Herr Liechti erwies sich als ein guter Käser, aber er war kein Kaufmann. So stand mein Mann stets im Hintergrund und führte alles. Nur durfte er sich nicht zeigen, wenn die Nazis kamen, was nicht immer ganz einfach war. Es wechselte ab, manchmal hatten wir eine Zeitlang Ruhe, dann wieder machten sie viele Kontrollen. Es gab so manche Zwischenfälle, bei denen ich mich aber zur Wehr setzte und mich letztlich auch durchsetzte.

*

Am 22. Juni 1941 hatte die deutsche Wehrmacht die Sowjetunion überfallen und rasche Anfangserfolge erzielt. Auch hier wurden sofort Menschen in Zwangsarbeitslager verschleppt, wo sie für die Deutschen zu arbeiten hatten. Die deutsche Kriegsindustrie verfügte nicht mehr über genügend Arbeitskräfte, denn die Männer befanden sich in eben diesem Krieg im Einsatz.

Neue Arbeitskräfte

Um unsere Molkerei weiterbetreiben zu können, brauchten wir aber noch Arbeiter. Also fuhr ich in die Stadt aufs Arbeitsamt, wo mir zwei junge Frauen und zwei junge Burschen vorgeführt wurden. Sie hielten sich an den Händen fest und schauten sehr verängstigt und traurig drein. Die vier wussten nicht, was mit ihnen geschehen würde. Sie stammten aus demselben russischen Dorf und wollten unbedingt zusammenbleiben. Eigentlich brauchte ich nur zwei Arbeitskräfte, aber sie taten mir so leid, dass ich dem Beamten sagte, ich nähme alle vier. Die Erleichterung auf den Gesichtern der mir so vollständig ausgelieferten Menschen kann man sich leicht ausmalen.

Natalia und Antonia – an die Namen der beiden jungen Männer kann ich mich leider nicht mehr erinnern – sahen verwahrlost aus. Sicher hatten sie lange nicht baden können, ihre Kleidung war zerlumpt. Deshalb fuhr ich am nächsten Tag gleich nochmals nach Neustadt, um mit einem Bezugsschein aus einer Kleiderkammer Sachen mitnehmen zu können.

Mir stieg ein stechender Geruch von lange getragener, ungewaschener Kleidung in die Nase, als ich das Kleiderlager betrat. Es sah traurig und hässlich aus. Ein zufällig anwesender Bekannter flüsterte mir zu, dies seien Kleider der ermordeten Juden und Polen, die hier täglich einträfen. Berge von Kleidern und Schuhen! Ich hatte genug. Ich floh aus dem Raum, bevor ich erbrechen musste. Noch lange sah ich die elenden, ermordeten Kinder, Frauen und Männer vor mir. Es war furchtbar – und ist unvorstellbar für jemanden, der das nicht selbst erlebt hat.

Nun ging ich in ein normales Geschäft und kaufte alles, was die vier Russen brauchten; sogar einen Koffer für jeden. Sie konnten baden, wurden entlaust und sahen in den neuen Kleidern wieder menschlich aus. Wie sie sich über die neuen Sachen gefreut haben! Die vier jungen Leute blieben bis Kriegsende bei uns. Es waren arbeitsame, nette Russen. Uns waren sie dankbar dafür, dass wir ihnen eine menschliche Arbeit gaben und sie behandelten wie alle anderen Arbeiter auch.

Eines Tages fragten sie uns, ob wir ihnen erlaubten, ihre Eltern zu besuchen. Auch sie hatten die Nazis in ein Lager ein paar Dörfer weiter verschleppt. Wir gaben ihnen Käse, Butter und Wurstwaren mit. Am liebsten hätten sie uns abgeküsst vor lauter Dankbarkeit und weinten vor Freude. Wie sie nach ihrer Rückkehr erzählten, waren auch die Eltern überglücklich, sie wohlbehalten wiederzusehen und zu wissen, dass es ihnen bei uns gut ging.

Recht im Nazi-Deutschland

1942 kam unser Sohn Eugen zur Welt. Obwohl ja die Zeiten schlecht waren, hatten wir eine riesige Freude an dem Buben. Edmund holte mich mit dem Auto in Neustadt vom Krankenhaus ab.

Wir fuhren den Berg hinauf, unserem Zuhause entgegen. Plötzlich sah ich ein Auto den Berg hinunter uns entgegenrasen. In letzter Sekunde schrie ich Edmund zu, zwischen die Alleebäume auszuweichen. Es war unser Glück und unsere Rettung, sonst wären wir alle tot gewesen. Auch so wurde das Auto an der hinteren Seite noch schwer beschädigt. Die betrunkenen Raser fuhren einfach weiter und lachten. Sicher war auch das Auto der jungen Deutschen stark beschädigt.

Eine Woche später wurde Edmund vor Gericht geladen. Er durfte sich nicht zu dem Vorfall äussern und konnte sich nicht verteidigen. Wir hatten 2'000 Reichsmark zu zahlen, die eigentlichen Verursacher des Unfalls bekamen Recht. Das war das deutsche Nazi-Recht, das in Wirklichkeit ein Unrecht war. Kein einziges Wort hatte mein Mann sagen dürfen, nur zahlen!

Schon als Kind hatte ich gelernt, zwischen Recht und Unrecht zu unterscheiden. Deshalb konnte ich diese Richter nicht verstehen. Sie hatten doch Recht studiert! Aber ein Pole hatte zu jener Zeit kein Recht in Deutschland.

Damals waren die meisten Produkte bereits rationiert und konnten nur auf Bezugsschein erworben werden, die man im

Landratsamt bekam. Als Edmund eines Tages dort war, um unsere abzuholen, sagte ihm ein Bekannter, er habe gehört, dass er, Edmund, in ein Konzentrationslager kommen solle. Wir wussten nicht, was wir davon halten sollten, und auch nicht, was wir dagegen hätten tun können. Eine Woche später holten sie ihn tatsächlich ab – allerdings kam er zum Glück nicht in ein Konzentrationslager, sondern sie zogen ihn zu einer Arbeitseinheit ein, die, wie alles, dem Militär unterstand. Er kam nach Kiel zur Marine. Im polnischen Militär hatte er auch in der Marine gedient. Noch auf dem Schiff wurde er mit den anderen zum Kapitän gerufen; sie sollten als Soldaten vereidigt werden. Als Edmund schwören sollte, sagte er dem Kapitän: «Herr Leutnant, ich kann nicht schwören. Ich soll für mein Vaterland, für meine Familie und mein Haus kämpfen, aber man hat mich meiner Existenz beraubt und all dessen, was ich besitze.» Der Leutnant entgegnete laut und erregt, dass es so etwas im Deutschen Reich nicht gebe. Mein Mann aber bestand darauf, dass es wahr sei und er nicht lüge. Nach diesem Vorfall wurde er ins Büro gerufen, wo der Leutnant mit ihm unter vier Augen redete. Er solle nach Hause fahren, sagte ihm der Leutnant, der nicht glauben wollte, was geschehen war. «Bringen Sie mir Beweise für Ihre Behauptungen, damit ich kontrollieren kann, ob Ihre Aussagen stimmen.»

Tatsächlich kam mein Mann so wieder nach Hause. Er holte alle Unterlagen und Dokumente des Prozesses, der mit Hilfe der Schweizer Gesandtschaft in Berlin geführt worden war, und fuhr damit zurück nach Kiel.

Drei Wochen später wurde er nach Gdynia versetzt, wo er allerdings weiterhin unter militärischem Befehl stand und an Telegrafmasten der Umgebung die Kupferdrähte zu entfernen hatte, die für den Krieg gebraucht wurden.

Die Deutschen hatten sich ein Klassifikationssystem für die Bevölkerung ausgedacht. Es gab vier Gruppen; in die ersten beiden Gruppen kamen unterschiedliche Arten von Deutschen, in die dritte Gruppe wurde eingeteilt, wer unter Umständen Deutscher werden konnte. In diese Gruppe wurde Edmund eingeteilt,

auf Widerruf! Ein Deutscher auf Widerruf, gebraucht bei Bedarf als Kanonenfutter. Es war alles höchst unmenschlich und ungerecht. In dieser Gruppe konnte jeder enteignet werden, was auch häufig geschah. Wenigstens konnte Edmund sich noch ein wenig ums Geschäft kümmern, denn wenn er in der Gegend war, fand er immer auch eine Möglichkeit, kurz bei uns vorbeizukommen.

*

Martin Bormann, Hitlers späterer Sekretär, hatte sich bereits im November 1940 über ein «besonderes Strafrecht für Polen» geäußert:

«Dieses Strafrecht könnte sich auf einige wenige Bestimmungen beschränken, die so formuliert werden müssten, dass möglichst jedes ordnungswidrige Verhalten der Polen erfasst wird. Zu diesem besonderen Strafrecht muss noch eine entsprechende Strafverfahrensordnung treten, die ein schnelles und schlagkräftiges Arbeiten ermöglicht.»

Das Recht im Allgemeinen und die Kompetenz der Gerichte im Besonderen wurden in den eingegliederten Ostgebieten doppelt untergraben. SS und Polizei versuchten einerseits, der Justiz möglichst grosse Bereiche der Strafverfolgung zu entziehen. Andererseits trachteten die politischen Instanzen danach, auf die Richter und damit auf die Rechtsprechung Einfluss zu nehmen. Die Urteile wurden nicht aufgrund traditioneller Strafnormen gefällt, sondern waren Ausdruck einer zutiefst menschenverachtenden Ideologie geworden.

So wurden die Bewohner der eroberten Ostgebiete strikt nach völkischen und rassenpolitischen, also nach rassistischen Kriterien in vier sogenannte Volkslistengruppen eingeteilt. Wer den Gruppen eins und zwei zugeteilt worden war, erhielt generell die deutsche Staatsbürgerschaft, und zwar rückwirkend auf September 1939. Die Eingliederung Edmund Nowaks in die Gruppe drei bedeutete, dass er «deutscher Staatsbürger auf Widerruf» wurde. Schlechter gestellt waren nur noch die An-

gehörigen der Gruppe vier. Sie wurden als «nicht einzudeutschende fremde Volkszugehörige» klassifiziert.

Wer wie Edmund Nowak in die Gruppe drei eingeteilt wurde, konnte seine Vermögensrechte nicht wahrnehmen, seine bürgerlichen Rechte waren stark beschnitten. Gleichzeitig galt ihm das besondere Augenmerk der Parteiorganisationen und der Sicherheitskräfte, was nichts anderes hiess, als dass er unter permanenter Bewachung stand.

Was Edmund Nowak im Landratsamt von Neustadt zu Ohren gekommen war, hatte seinen Rechtsgrund in der am 4. Dezember 1941 in Kraft gesetzten «Verordnung über die Strafrechtspflege gegen Polen und Juden in den eingegliederten Ostgebieten». Sie enthielt den ganzen Katalog menschenrechtswidriger Bestimmungen: Auf «gehässige und hetzerische Betätigung» stand die Todesstrafe, ebenso auf «deutschfeindliche Äusserungen». Standrechtliche Verfahren waren erlaubt, wobei nicht nur die Todesstrafe, sondern auch die «Überweisung» in ein Konzentrationslager als Strafe ausgesprochen werden konnte. Auch Jugendlichen drohte die Todesstrafe, Rekursmöglichkeiten gab es für keinen Fall.

Die Aufgabe der Justiz bestand während der Herrschaft der Nationalsozialisten nicht darin, einzelnen Bürgern zu ihrem Recht zu verhelfen, sondern darin, die Staatsideologie und den Herrschaftsanspruch der Nationalsozialisten durchzusetzen. Der nationalsozialistische Rechtsprofessor Erik Wolf brachte die Forderung der Partei auf den Punkt: «Im Alltag des Rechtslebens wird echter Nationalsozialismus sich wohl dort am ehesten finden, wo der Idee des Führers wortlos, aber treulich nachgelebt wird.»

Wie stark die Vernichtungsideologie auf die Justiz übergegriffen hatte, kommt exemplarisch in einem Brief zum Ausdruck, den der damalige Reichsjustizminister Otto Thierack im Oktober 1943 an Martin Bormann schrieb:

«Unter dem Gedanken der Befreiung des deutschen Volkskörpers von Polen, Russen, Juden und Zigeunern und unter dem Gedanken der Freimachung der zum Reiche gekommenen Ostgebiete als Siedlungsland für das deutsche Volkstum

beabsichtige ich, die Strafverfolgung gegen Polen, Russen, Juden und Zigeuner dem Reichsführer-SS zu überlassen. Ich gehe hierbei davon aus, dass die Justiz nur in kleinem Umfang dazu beitragen kann, Angehörige dieses Volkstums auszurotten. Zweifellos fällt die Justiz jetzt sehr harte Urteile gegen solche Personen, aber das reicht nicht aus, um wesentlich zur Durchführung des oben angeführten Gedankens beizutragen.»

Otto Thierack war zuvor der erste Präsident des Volksgerichtshofs gewesen, jenes Gerichtshofs, der im April 1934 «zur Aburteilung von Hochverrats- und Landesverrats-sachen» eingerichtet worden war. In den Hauptverhandlungen bestand das Gericht aus fünf Mitgliedern, von denen nur der Präsident und ein weiteres Mitglied die «Befähigung zum Richteramt» besitzen mussten.

*

Im Frühjahr 1944 wurde die Einheit meines Mannes nach Frankreich verlegt. Er war froh, dass er wenigstens nicht nach Russland kam. Ausserdem konnte er ja aus der Zeit, als er dort mit seinem Bruder gewesen war, noch gut Französisch. Natürlich wollte er aber vermeiden, in französische Gefangenschaft zu geraten. Solange er aber als deutscher Soldat in Frankreich war, bestand diese Gefahr.

Inzwischen hatte die erste Flüchtlingswelle aus Ostpreussen begonnen, weshalb der Schnellzug bereits überfüllt war, als mein Mann einsteigen wollte. Von den verbliebenen sechs Mann seiner Einheit war er übrigens als einziger erschienen, die anderen waren bereits desertiert. Ich war verzweifelt, unser Sohn, inzwischen zweieinhalbjährig, schrie aus voller Kehle, als er merkte, dass sein Vater alleine wegfuhr. Alles ging sehr schnell. Wir wussten nicht, ob wir uns je wiedersehen würden, denn immer wieder wurden auch diese Züge bombardiert.

Mein Mann war politisch nie sonderlich interessiert. Er achtete jede Nationalität, sofern diese auch andere respektierte.

Aber Deutschland hatte Polen überfallen. Durch dieses grosse Unrecht wurden Millionen Menschen umgebracht, Millionen Menschen haben alles verloren.

Nachdem Edmund schon eine Zeitlang in Frankreich war, erschien eines Tages die Polizei bei uns. Sie wollte wissen, ob Edmund bei uns sei, nachdem er aus dem deutschen Militär verschwunden sei. Ich verneinte natürlich, woraufhin sie das Haus auf den Kopf stellten – ohne ihn zu finden, versteht sich. Ich schwankte zwischen der Erleichterung, dass er den Deutschen entkommen war, und der Ungewissheit über sein Schicksal. Seit seiner Abreise nach Frankreich hatte ich nichts mehr von ihm gehört. In dieser heiklen Situation war das zwar von Vorteil, aber was war aus ihm geworden? Es sollte lange dauern, bis ich das erfuhr.

*

Nachdem ein grosser Teil West- und Nordeuropas in sogenannten Blitzkriegen von der deutschen Wehrmacht erobert worden war, kamen die deutschen Feldzüge allmählich ins Stocken. Die geplante Landung in England wurde verschoben. Bereits im Dezember 1941 stoppten die Rote Armee und der russische Winter fürs erste den deutschen Vormarsch in Richtung Osten. Ein halbes Jahr später blieben die deutschen Panzer in Nordafrika im Sand bei El-Alamein stecken. Am 2. Februar 1943 kapitulierten die eingekesselten deutschen Truppen in Stalingrad. Nach der vernichtenden Niederlage von Stalingrad zogen sich die deutschen Truppen westwärts zurück, während die Rote Armee auf der ganzen Linie vorsties.

Im Frühsommer 1944 befanden sich Westpolen und Warschau noch unter deutscher Besatzung. Um den vorrückenden Sowjettruppen deutlich zu machen, dass auch die Polen noch aktionsfähig waren, entschloss sich die «Heimatarmee» unter General Tadeusz Bor-Komorowski am 1. August 1944 in Warschau zum Aufstand gegen die deutsche Besatzung.

Bor-Komorowskis fünfzigtausend Soldaten brachten bis zum

4. August den grössten Teil der Stadt unter ihre Kontrolle. Unter dem Kommando des deutschen Generalleutnants Stahel hätte aus Warschau eine Festung gegen die Rote Armee werden sollen. Die Besatzung wurde von der Elitedivision «Hermann Göring» unterstützt, die sich auf dem Weg nach Osten befand, um die vorrückenden sowjetischen Panzereinheiten aufzuhalten. Diesen Soldaten gelang es, die wichtigsten Warschauer Ausfallstrassen zu sperren. Auf deutscher Seite war auch die «Rona» aktiv, die Russische Nationale Befreiungsarmee unter Mieczyslaw Kaminski, der schon früher mit den Deutschen kollaboriert hatte. Schwierigkeiten bereitete den Panzergrenadieren der deutschen Eliteeinheit der Häuserkampf. Generalleutnant Stahel meldete an das Führerhauptquartier, dass der deutsche Angriff wie ein schweres Schiff sei, das mühelos durch die Wogen des Aufstandes hindurchfahre. Doch schlugen die Wogen hinter ihnen wieder zusammen. Dann übernahm Heinrich Himmler das Oberkommando, während SS-General Erich von dem Bach-Zelewski die eigentlichen Kampftruppen befehligte.

Während der Kämpfe im Warschauer Stadtteil Wola wurden alle Einwohner der betroffenen Strassen aus ihren Wohnungen geholt, ausserhalb der Stadt zu einem Sammelplatz getrieben und erschossen. Der grösste Teil der fünfzehntausend Opfer waren Frauen und Kinder. Aus Empörung über die Exekutionen und aus Angst vor dem gleichen Schicksal schlossen sich daraufhin Tausende von Warschauern der «Heimatarmee» an.

Das Kommando der deutschen Wehrmacht zog die Panzer aus Warschau ab und setzte nun vor allem Infanterieeinheiten ein. Dazu kamen Pioniertruppen mit Flammenwerfern und Vernebelungsanlagen sowie Artillerie mit Granat- und Minenwerfern. Anfang September war die Lage der Aufständischen äusserst prekär. Die Wasserversorgung funktionierte nicht mehr, und es mangelte an Lebensmitteln. Da die in der Nähe stationierten Einheiten der Roten Armee keine Anstalten machten, der «Heimatarmee» zu Hilfe zu kommen, brach der Aufstand schliesslich zusammen; General Tadeusz Bor-Komorowski kapituliert am 3. Oktober 1944.

Ausharren in Polen

Dadurch dass meine Mutter die Molkerei zurückerhalten hatte, konnten wir nun doch noch vielen unschuldigen Opfern des Krieges helfen. Sowohl Lebensmittel, die wir verteilten, als auch das Geld, das wir manchen gaben, mögen vielen weitergeholfen haben. Die Hilfe zu leisten, war nicht ungefährlich und hätte uns beinahe selbst den Kopf gekostet. Aber wir konnten nicht anders als helfen, das Elend um uns herum war zu gross. Unsere Hilfe galt allen gleich, wir fragten nicht nach Herkunft, Religion oder Nationalität.

Nachdem Edmund abgereist war, führte ich die Molkerei allein mit dem Verwalter weiter. Vor lauter Arbeit verging die Zeit im Fluge. Schon bald nach den schweren Rückschlägen, die der deutschen Armee im Winter zugefügt wurden, erreichten uns die ersten Züge mit Flüchtlingen aus Ostpreussen und schwer verwundeten deutschen Soldaten. Manchmal blieben die Züge fünf oder sechs Tage am Bahnhof liegen – in eisiger Kälte, ohne Heizung. Die vielen Verwundeten jammerten und stöhnten vor Schmerzen. Wir brachten ihnen täglich zweitausend Liter heisse Milch und Suppen in unseren 20- und 40-Liter-Kannen an den Zug. Dieses Elend konnten wir nicht untätig mitansehen, auch wenn man uns selbst Unrecht getan hatte. Wir mussten helfen, wo es möglich war.

Wir haben viele verfolgte Menschen, darunter belgische, italienische, französische und polnische Offiziere, versteckt. Alle, die zu uns kamen, retteten wir auf diese Weise vor dem sicheren Tod. Wir selbst aber lebten in ständiger Angst, dass sie bei uns entdeckt werden könnten, denn das wäre auch unser Ende gewesen. So hofften wir inständig darauf, dass diese schreckliche, grauenvolle Zeit bald zu Ende ginge. Die Nazis hatten sich mit ihrem Morden selbst bei einem Teil der Deutschen unbeliebt gemacht. Viele halfen, alle lebten in Angst.

Ende Dezember 1944 wurden die Todeslager in unserer Nähe aufgelöst, darunter auch das Lager Stutthof. Im Dorf sagte man uns, sie kämen durch unseren Ort. Wir bereiteten einige Kessel

heisser Milch und Suppe vor, um diesen Menschen etwas Warmes mit auf den langen Weg zu geben. Wir sahen elende, kranke und erschöpfte Menschen. Sie bettelten um ein Stück Brot. Unter ihnen gab es alle Nationalitäten. Es war Winter und eine Kälte von minus dreissig, vierzig Grad. Welch ein entwürdigender Anblick war es, wenn deutsche Bewacher diese armen Menschen wie Vieh in die Kälte trieben. Wer liegen blieb, blieb liegen; ihm wurde nicht mehr geholfen, so erschöpft waren diese Menschen.

Wir wurden von den Nazi-Bewachern beschimpft, dass wir warmes Essen gebracht hatten. Sie selbst aber assen auch von der warmen Suppe. Es ist unglaublich, dass sich ein Volk eines solchen Verbrechens und erbärmlichen Elends an unschuldigen Männern, Frauen und Kindern schuldig machen konnte. Ebenso unverständlich ist mir, wie noch heute oder heute wieder geleugnet werden kann, dass es das gegeben hat. Ich habe es mit eigenen Augen gesehen und am eigenen Körper erlebt.

Bei uns lebten immer noch die vier Russen. Meist ging meine Mutter für uns einkaufen, so auch Fleisch beim Fleischer. Sie wollte wie üblich vier Kilo kaufen, was ein neben ihr stehender SS-Mann hörte. Wozu sie so viel Fleisch brauche, schnauzte er sie gleich an. Wahrheitsgemäss berichtete meine Mutter von unseren Angestellten. Das erzürnte den SS-Mann aber nur, er schimpfte, diese Kommunisten könnten Knochen fressen, und die wären noch zu schade für sie. Eilig und ängstlich verliess meine Mutter den Fleischerladen. Alle hatten fürchterliche Angst.

Anfang Januar 1945 kamen nachts die letzten Züge mit Flüchtlingen aus Ostpreussen. Wir machten die Garagen frei und legten sie dick mit Stroh und Decken aus, um die Flüchtlinge unterbringen zu können. Alle waren bei ihrer Ankunft übermüdet und froren erbärmlich. Sie verbrachten etwa zwei Tage bei uns, dann mussten sie weiter. Dies wurde aber zunehmend schwieriger, weil die Russen die Deutschen überall einkreisten.

*

Gleichzeitig mit den KZ-Häftlingen kamen auch deutsche Flüchtlinge nach Luzino, die Ostpreussen aus Furcht vor der vorrückenden Roten Armee Hals über Kopf verlassen hatten – und zwar aus eigenem Antrieb. Von den deutschen Behörden war für die Aufbrechenden bei ihrer Flucht ins Innere des Reiches keine Unterstützung zu erwarten. Erich Koch, Gauleiter von Ostpreussen, stellte sich ausdrücklich gegen die Evakuierung der Zivilbevölkerung und verbreitete weiterhin Durchhalteparolen: Der Endsieg der Wehrmacht stehe unmittelbar bevor, die Rote Armee würde niemals einen Fuss auf deutsches Territorium setzen.

Lena Grigoleit, eine Bäuerin aus Ostpreussen, deren Leben Ulla Lachauer in dem erst kürzlich erschienenen Buch «Paradiesstrasse» schildert, beschreibt die Lage auf der Flucht nach Westen: «Wir erreichten Westpreussen, den sogenannten polnischen Korridor. Dort war es noch gefährlicher, weil man nicht wissen konnte, wie die Ansässigen zu einem standen. Im Krieg hatten die Deutschen dort alles beschlagnahmt. Jetzt rächten die Polen sich an den Flüchtlingen. (...) Schliesslich erreichten wir ein grosses Gut, Wolmko oder so ähnlich hiess es. (...) Viele, viele Flüchtlinge lebten mit uns, die einen von hier, die andern von dort. Auch Einquartierung war da, jede Menge Soldaten.»

Am 12. Januar 1945 startete die Rote Armee zur grossen Offensive. Die sowjetischen Truppen durchbrachen bei Baranow die deutsche Frontlinie, die bald auf der ganzen Länge vollständig zusammenbrach. Im Norden stiessen die Einheiten der Roten Armee tief nach Ostpreussen hinein, wo lange Flüchtlingskolonnen versuchten, nach Westen zu gelangen. Am 18. Januar räumten die Deutschen Warschau, Ende März besetzte die Rote Armee Danzig.

Der Einmarsch der Russen

Ganz Polen hatte gehofft, die Amerikaner kämen zur Befreiung, aber diese Hoffnung wurde nicht erfüllt – im Februar 1945 standen plötzlich die Russen, die Kommunisten, vor der Tür.

Wir sassen alle beim Frühstück – konnten aber vor lauter Angst nichts essen. Erst kamen Offiziere. Unaufgefordert betraten sie den Raum, grüssten und gingen zur Hintertür wieder hinaus. Später folgten Soldaten, Frauen und Männer. Sie untersuchten alle Räume, gingen dann ebenfalls zur Hintertür wieder hinaus.

Das ging so den ganzen Tag. Diese ersten Russen liessen uns in Ruhe, sie wollten nichts von uns. Dann hiess es plötzlich, die Mongolen kämen. Alle liefen davon, jeder suchte ein Versteck. Ich versteckte mich in einer nicht sogleich sichtbaren Luke. Dann kamen sie. Zuerst gingen sie in die Molkerei, um dort alles zu inspizieren. Danach inspizierten sie das Vorratslager. Sofort machten sie sich über die grossen, vollen Flaschen her, öffneten sie und tranken gierig in grossen Schlucken daraus. Offenbar glaubten sie, Wein oder Schnaps gefunden zu haben. Dann brüllten sie los wie Tiere, denn die Flaschen enthielten Säure zur Untersuchung der Milch. Hätten die Mongolen mich in dem Augenblick erwischt, sie alle hätten mich vergewaltigt und ermordet, so wie sie es auch mit einer Flüchtlingsfrau aus Ostpreussen gemacht haben. Dreissig Männer hatten sie im Bahnhofsaal vergewaltigt und dann getötet. Hunderten von Flüchtlingsfrauen geschah dies. Ihre Leichen lagen überall verstreut. Es war grauenhaft. Es waren keine Menschen – es waren Bestien. Ich war froh, in meiner Luke halbwegs geschützt und unentdeckt geblieben zu sein.

Nachdem die Mongolen weitergezogen waren, wagte ich mich vorsichtig aus meinem Versteck. Dann stand plötzlich wieder ein Offizier da, durchsuchte nochmals alles und befahl mir schliesslich, am Abend hier zu sein. Er käme zurück, um mit mir den Wein zu trinken, der noch in der Speisekammer sei. In meiner Angst versprach ich ihm, hier zu sein. Danach lief ich gleich zu einem Bauern in der Nähe, dem ich alles erzählte, und bat

ihn, mich bei ihm verstecken zu dürfen. Meine Schwägerin erzählte mir, dass der Offizier, als er abends zurückkehrte, getobt und ständig gerufen habe: «Wo Frau, wo Frau?» Dennoch ist alles glimpflich verlaufen, und der Offizier zog schliesslich ab.

Wir hatten nur noch die ausgebaute kleine Wohnung über der Garage zur Verfügung, denn unsere Wohnung selbst und alle Gebäude waren vom Militär beschlagnahmt.

Der Winter war streng. Im Zimmer über der Garage war die Zentralheizung eingefroren, dadurch begannen die Rohre zu platzen, was sich wie Donner anhörte. An Schlaf war nicht zu denken, zu gross war die Angst, es könnte uns etwas an den Kopf fliegen. Auch Kohle zum Heizen hatten wir keine mehr, so dass bei Minustemperaturen unter dreissig Grad alles entzwei ging. Wir froren erbärmlich.

Der Strom der durchziehenden Russen riss so schnell nicht ab. Immer wieder mussten wir uns, vor allem die jungen Frauen, verstecken.

Der Bauer, zu dem ich immer flüchtete, hatte in der Küche unter dem Boden einen Kartoffelkeller. Ich war nicht die einzige, die sich bei ihm versteckte, wir waren mehrere junge Frauen. Er legte einen Teppich über die Klappe, und keiner merkte etwas. Nachts kamen die Russen und fragten, wo die Frauen seien. Der Bauer spielte seine Rolle gut, die Russen zogen ab.

Aber am nächsten Tag kamen neue. Dieses Mal lagen wir auf dem Heuboden. Keine sprach vor Angst ein Wort. Um zwei Uhr nachts hörten wir zunächst ein leises Geräusch, dann stieg jemand die Treppe hoch. Wir hörten die Stimme des Bauern: «Keine Frauen, keine Frauen hier!» Doch der Soldat funzelte mit seiner Taschenlampe ins Heu. Zwar hatten wir dafür gesorgt, dass wir gut abgedeckt waren, doch schlotterten wir buchstäblich vor Angst. Hätte eine von uns niesen oder husten müssen, wir wären alle verloren gewesen. Der Soldat zog ab; wieder einmal hatten wir Glück gehabt. Doch nicht allen ging es so, sondern die schauerlichen Vergewaltigungen und Morde an Frauen nahmen kein Ende.

Dann zogen die Russen endlich ab. Eine ganze Woche hatten

wir in ständiger Todesangst gelebt, immer bereit, davonzurennen, konnten kaum essen, uns nicht waschen oder die Kleider wechseln.

Ich ging zurück zu meiner Mutter, die in der Zeit unsere Kinder versorgt hatte, besichtigte die Wohnung in der Molkerei. Die Russen hatten alle Papiere aus der Wohnung und dem Büro auf den Estrich geschleppt und auf dem Boden verstreut. Als ich sicher war, dass niemand kam, durchsuchte ich hastig alles und steckte ein paar Dokumente, die mir gerade unter die Hand kamen, in mein Kleid.

Schon stand jemand vor mir: ein Pole diesmal, ein Kommunist, ein ehemaliger Angestellter. Was ich hier noch zu suchen hätte, fragte er mich, ich hätte hier nichts mehr verloren, und trieb mich aus der eigenen Wohnung. Er sei jetzt hier der Verwalter.

Danach kamen wieder Russen. Aus der Ferne sah ich, wie sie unseren neuen Holztisch aus den oberen Etagen vors Haus stellten und dann ein Schwein darauf zerlegten. Alles war voller Blut, es sah grausam und schrecklich aus.

Erst eine Woche später traute ich mich erneut in unsere Wohnung über der Molkerei. Alle Türen standen offen, kein Mensch war zu sehen. Ich wagte mich vorsichtig hinein und sah mit grossem Schrecken, wie in unserem schönen alten Danziger «Herrenzimmer» eine abbrennende Kerze bereits das Holz angesengt hatte. Ich riss die Kerze weg und löschte die glimmende Glut im Holz. Wäre alles verbrannt, wenn ich nicht zufällig gerade noch rechtzeitig dazugekommen wäre? Wie es überall aussah! Sämtliche Lampenschirme lagen im Dreck, der den gesamten Boden bedeckte, Schlamm, Blut, es war entsetzlich. Ich konnte nicht begreifen, dass Menschen zu so etwas fähig waren. Waren das überhaupt noch Menschen? Alle Vorräte, die wir in einem tiefen Brunnen versteckt hatten, hatten die Russen gefunden. Dann aber sah ich, dass sie ein Versteck bisher noch nicht entdeckt hatten. So schmiss ich den herumliegenden Kuhmist darauf, was einen fürchterlichen Gestank machte. Aber der Gedanke war gut, denn die Russen zogen stets an dem Versteck vorbei.

Die frühere polnische Regierung befand sich in London. Die Polen, die in der Heimat geblieben waren und die Stellung halten wollten, konnten sich nach der Befreiung Polens nicht durchsetzen. Die polnischen Kommunisten unternahmen alles, um an die Macht zu kommen und konnten ganz auf die Unterstützung durch die Sowjetunion setzen. Nach all den schweren Kämpfen waren die Polen zu schwach, sich auch noch gegen die kommunistische Übermacht der Sowjetunion zu wehren. So kam erneut das Ende eines freien Polen.

*

Während das grosse Völkermorden endlich zu Ende ging, bildete sich in Polen eine provisorische Regierung, die im Februar 1945 auf der Konferenz in Jalta von den USA, Grossbritannien und der Sowjetunion anerkannt wurde. Am 21. April schloss die Sowjetunion mit der Provisorischen Regierung, die angefangen hatte, Verwaltung und Miliz aufzubauen, einen Vertrag ab über Freundschaft, Zusammenarbeit und gegenseitigen Beistand. Die Freie Stadt Danzig wurde am 30. April per Dekret polnisch.

Im Juli und August 1945 fand die Potsdamer Konferenz statt; sie endete mit dem Potsdamer Abkommen. Hauptziele des Abkommens vom 2. August waren die Beseitigung von Nationalismus und Militarismus und die Wiederherstellung der Demokratie in Deutschland. Die NSDAP wurde verboten, die Nazigrößen wurden erst interniert und schliesslich – so sie sich nicht selbst gerichtet hatten – zur Rechenschaft gezogen. Deutschland wurde in vier Besatzungszonen aufgeteilt, zwei Gebiete wurden unter polnische und sowjetische Verwaltung gestellt; Berlin erhielt einen Sonderstatus und wurde den vier Siegermächten gemeinsam unterstellt. Gleichzeitig erlaubte das Abkommen den Regierungen Polens, Ungarns und der Tschechoslowakei, die in ihren Grenzen lebenden Deutschen auszusiedeln. In Polen waren von der in Potsdam sanktionierten Vertreibung etwa 1,3 Millionen polnische Staatsbürgerinnen und Staatsbürger bedroht, die entsprechend der Klassifizierung der

deutschen Behörden der deutschen Nationalität zuzurechnen waren.

Die polnische Regierung interpretierte das Potsdamer Abkommen umfassender und ging von der Gültigkeit des Aussiedlungsbeschlusses auch für das provisorisch unter polnische Verwaltung gestellte Gebiet aus, das bis zur Oder und Lausitzer Neisse reichte. Die Warschauer Regierung nahm sich – unter stillschweigender Billigung durch den Alliierten Kontrollrat für Deutschland – das Recht heraus, rund 8,4 Millionen Deutsche und 400'000 Danziger des Landes zu verweisen. Nur etwa 1,3 Millionen deutsche Staatsbürger und Danziger blieben zurück.

An dem Tag, als Danzig polnisch wurde, tötete Adolf Hitler erst seine Frau Eva und danach sich selbst. Am 8. Mai 1945 war der Zweite Weltkrieg in Europa zu Ende: Das Grossdeutsche Reich kapitulierte bedingungslos. Polen hatte eine furchtbare Kriegsbilanz zu ziehen: In den sechs Kriegsjahren kamen zwischen 15 und 22 Prozent der Gesamtbevölkerung ums Leben. In Zahlen: Vier bis sechs Millionen Juden, Polen, Ukrainer und Deutsche wurden Opfer von Gewalthandlungen.

Am 28. Juni 1945 konstituierte sich in Polen die Regierung der nationalen Einheit. Edvard Osobka-Morawski, schon Ministerpräsident der Provisorischen Regierung, blieb Regierungschef. Als mächtiger Mann im Hintergrund etablierte sich Wladyslaw Gomulka, der Generalsekretär der PPR. Damit war das Schicksal der in London domizilierten Exilregierung besiegelt, deren Ziel es war, im Nachkriegspolen die Staatsmacht zu übernehmen.

Ein polnisches Lager

Die Kommunisten verboten uns, die Molkerei zu betreten, nachdem sie sie beschlagnahmt hatten. Sie schlossen die Türen ab, wir hatten keinen Zutritt mehr. Dann forderten sie alle Dorfbewohner auf, drei Tage ihre Wohnungen zu verlassen. Wir wussten nicht, wieso, erfuhren nicht, was sie vorhatten. Ich ging mit meiner Mutter und den Kindern zu einer Freundin nach Neu-

Stadt oder Wejherowo. Dort erschienen nach zwei Tagen betrunkenene polnische Milizionäre. Wir mussten uns in der Küche der Reihe nach aufstellen, und sie durchsuchten uns. Mir hatten die Russen längst alles Gelei abgenommen, aber meine Mutter hatte noch welches bei sich. Sie nahmen ihr alles ab. Es war schrecklich, mitansehen zu müssen, wie sie meiner alten Mutter auch noch den letzten Rappen aus der Tasche zogen. Mich jagten sie mit meinen Kindern aus dem Haus, um uns in ein fünf Kilometer entferntes Lager zu bringen.

Auf dem Weg dorthin stiess mir einer der Milizionäre immer wieder mit seinem Gewehrkolben in den Rücken. Ich war einem Zusammenbruch nahe. Meinen kleinen Eugen trug ich in eine Decke gewickelt auf dem Arm, Christine hielt ich an der Hand. So wurden wir durch die Stadt geführt. Am Strassenrand erkannte ich eine Bekannte, die mich ganz entsetzt ansah. Da wurde mir bewusst, wie schrecklich ich ausgesehen haben muss in der Kälte und dem Schmerz. Auch sie wurde später mit ihrer ganzen Familie ins Lager gebracht.

Im Lager nahmen sie mir den wenigen Schmuck ab, den ich noch besass. Zum Schlafen wurde mir eine rauhe, schmutzige Holzpritsche ohne Decken zugeteilt. Notdürftig bedeckte ich die Kinder und mich mit meinem Mantel, was gegen die Kälte wenig nützte. Schon am nächsten Morgen waren wir völlig verlaust. Es war, als hätten die Läuse geradezu auf uns gewartet. Wie aber konnten wir sie bekämpfen? Es war unmöglich.

Wir wurden zur Arbeit eingeteilt. Ich hatte am Bahnhof Munitionskisten zu verladen. Russische Soldaten wollten sich an uns Frauen heranmachen; sie versuchten es buchstäblich mit Speck. Viele der Frauen waren schon lange auf der Flucht, vor allem, wenn sie aus Ostpreussen kamen, und hatten Hunger. Sie nahmen den Speck und befriedigten die Soldaten. Denn die gaben nichts, ohne etwas dafür zu verlangen.

Bei den Arbeiten am Bahnhof entdeckte mich ein Bekannter, ein Pole. Er sprach mit dem russischen Aufseher und fragte ihn, ob ich in seinem Haus etwas arbeiten könnte. Der Russe willigte ein: zwei Stunden. So konnte ich, nachdem ich sechs Stunden

Munitionskisten aufgeladen hatte, anschliessend zwei Stunden zu dem Bekannten gehen. Am nächsten Tag musste ich zwar in einer Militärgärtnerei Unkraut jäten, ich konnte aber trotzdem noch zu dem Bekannten, wo ich zu essen erhielt und sogar den Kindern Griessbrei kochen konnte. Sie waren sich im Lager selbst überlassen, niemand kümmerte sich um sie. Als Mittagessen erhielten sie eine Wassersuppe ohne jegliches Fett. Sie weinten jämmerlich, wenn wir abends von der Arbeit kamen, und sahen erbärmlich aus. Jeweils am Morgen wurden wir in Viererreihen eingeteilt, mit einem Stück Brot versehen und mussten dann zum Verladen abmarschieren. Viele Einwohner der Stadt waren im Lager, viele Nationalitäten vertreten. Sie holten die Leute aus den Häusern oder von der Strasse, verhafteten sie und brachten sie ins Lager.

Einmal wurde ich von Russen geholt, um zusammen mit drei anderen Frauen in der Küche zu arbeiten. Ich musste Kartoffeln schälen, die anschliessend in einem riesigen Kessel in Öl frittiert wurden. Sie waren für die Offiziere bestimmt, die ein weit fetterreicheres Essen erhielten als die übrigen. Anschliessend tranken sie starken Wodka. Sie kamen danach in die Küche und zwangen uns, auch Wodka zu trinken. Es gab kein Entrinnen. Ich dachte, ich würde mir den Hals verbrennen, als ich diesen Wodka trank. Ich musste alles austrinken. Sie standen daneben und lachten lauthals über mein verzerrtes Gesicht.

Das Lager wurde von kommunistischen Polen geführt. Es waren aber – wie gesagt – auch Russen im Lager stationiert. Nachts kamen sie und holten die Leute, die für den Abtransport nach Russland bestimmt waren. Jedesmal, wenn ich abends etwas hörte, kroch ich von der Pritsche und versteckte mich mit den Kindern in den Sträuchern hinter den Baracken. Das Weinen und Schreien der abgeführten Frauen war weithin zu hören. War wieder alles ruhig, gingen wir zurück. Wieder einmal hatten wir Glück gehabt! Wie würde es das nächste Mal werden? Das war die bange Frage. Jeder schaute, wie er sich retten konnte.

Eines Morgens wurde ich alleine von einem Polen in die Stadt geführt. Hier drückte man mir einen Besen in die Hand, und ich

musste die Strasse fegen. Ich kam mir ganz elend vor, wenn ich daran dachte, wie wir bei jeder Gelegenheit den leidenden Polen während der deutschen Besatzung immer wieder auch mit Lebensmitteln und Geld geholfen hatten. Wäre das herausgekommen, hätte uns das mit Sicherheit den Kopf gekostet. Und diese Polen – aber es waren nicht diese, es waren Kommunisten – demütigten mich jetzt nach der Befreiung so schwer. Es war nicht die Arbeit selbst, denn ich war an jede Arbeit gewöhnt, sondern diese Behandlung – hatte ich sie verdient? Da beginnt man leicht zu überlegen, ob man überhaupt noch jemandem helfen soll, wenn einer in Not ist. Ich habe ja keinen Dank erwartet, denn deswegen hilft man ja nicht, aber Misshandlung auch nicht. Ich war eine ehemalige Schweizerin, die mit einem anständigen Polen verheiratet war. Wir hielten es für unsere Pflicht zu helfen, wo wir nur konnten: den überfallenen Polen, den Juden, allen Menschen in Not, die unsere Hilfe brauchten; und davon hatte es viele gegeben. Dabei gerieten auch wir in Gefahr, gerade wegen unserer Hilfe. Trotzdem, ich stehe dazu: Der Mensch ist dazu da, anderen Menschen in Not zu helfen. Ja, er ist dazu verpflichtet, wenn er die Möglichkeit hat.

Um den Polen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen: Es waren ebenfalls Polen, uns bekannte Polen, die mich und die Kinder nach einem Monat aus dem Lager herausholen konnten.

Erst als ich wieder zu Hause war, spürte ich die Wirkungen der Lagerinhaftierung, vor allem die Angst. Noch lange Zeit danach verkroch ich mich jedesmal, wenn ich unten die Tür gehen hörte, in einem Reisekorb unter dem Dach, aus Angst, wieder eingesperrt zu werden. Der kleine Eugen ging nicht mehr von Omas Schoss herunter. Auch er hatte Angst, «von den bösen Männern», wie er sich ausdrückte, wieder abgeholt zu werden. Ausserdem war er krank. Ich befürchtete, er könnte einen gesundheitlichen Dauerschaden vom Lageraufenthalt davongetragen haben.

Schliesslich wurden wir aufgefordert, auch noch das Zimmer über der Garage zu räumen. Ich entschloss mich, zum Amt zu gehen, um dort zu erreichen, dass wir das Zimmer würden be-

halten können. Nachdem wir schon die Molkereiwohnung verloren hatten, wohin hätten wir noch gehen sollen?

Weitere Verhaftungen

Meine Schwägerin, die mit uns das Zimmer über der Garage bewohnte, begleitete mich auf das Amt. Sie war Polin, sprach polnisch, so dass ich mich sicherer fühlte. Zuvor ging ich noch zu einem Bauern, von dem ich mir Lebensmittel erhoffte, denn er gehörte zu jenen, denen mein Vater immer wieder auch in Geldangelegenheiten geholfen hatte. So bekam ich Eier, Milch und ein paar Kartoffeln, denn unsere Vorräte waren sämtlich geplündert, unser Vieh, Schweine, Hühner, nichts war mehr da.

Das Amt gab uns tatsächlich die Erlaubnis, in dem Zimmer über der Garage bleiben zu dürfen. Glücklicherweise begaben wir uns mit dem entsprechenden Schriftstück auf den Nachhauseweg.

Wir waren schon ein Stück gegangen, als ich zwei betrunkenen Milizionäre bemerkte, die uns folgten. Wir gingen schneller. Einer rief «Stoi, stoi!» Stehenbleiben! Ich hakte mich bei der Schwägerin ein, damit es nicht auffiel, wenn ich ihr im Fall meiner Verhaftung das Schriftstück zusteckte. Sie sollte es meiner Mutter geben, damit sie in der Wohnung bleiben konnte. Dann mussten wir aber stehenbleiben, sonst hätten sie geschossen.

Einer der beiden fragte meine Schwägerin, ob sie mich kenne. Sie verneinte und erklärte, wir hätten uns gerade auf dem Amt getroffen. Dennoch wurden wir beide abgeführt.

In einem Warteraum setzten wir uns neben einen Milizsoldaten, der ebenfalls verhaftet worden war. Hier mussten wir warten, weil in dem Raum noch Leute verhört wurden. Wir befanden uns im ersten Stock des Hauses. Ich trat an das geöffnete Fenster und sah, dass unten die Erde frisch gepflügt worden war. Da kam mir eine Erinnerung: Ich war schon einmal zusammen mit einer Schweizerin verhaftet worden. Wir sollten zum Erschiessen in einen Wald geführt werden. Damals hat uns ein Russe das Leben gerettet. Es war mir nämlich gelungen, von der

Gruppe fort zu einer kleinen Russenhütte zu laufen, wo ich, so gut es eben ging, den Russen verständlich machte, dass uns die Polen verhaftet hätten, und ich zeigte ihnen meine Papiere. Sie befahlen daraufhin den Polen, uns frei zu lassen, die Papiere seien in Ordnung. Die Polen mussten gehorchen.

Aus dieser Erfahrung sagte mir nun eine innere Stimme: «Jetzt – oder es ist aus!» Ich konnte es mir nicht aussuchen, es war der erste Stock. Ich sprang. Ich hätte mir einiges brechen können, aber es klappte.

Ich rannte, was ich konnte. Das nächste mir bekannte Haus war das unseres ehemaligen polnischen Buchhalters. Dorthin rannte ich. Ich weiss nicht mehr, was ich dem verdutzten Mann alles sagte, aber ich flehte ihn an, mich zu verstecken, weil ich verfolgt würde. Er führte mich ins Schlafzimmer, und ich versteckte mich unter dem Bett.

Nicht lange danach stand bereits ein Milizbeamter vor der Tür und fragte, ob nicht eine Frau ins Haus gelaufen sei. Der Buchhalter verneinte und forderte ihn auf, doch hereinzukommen. Indessen lag ich mäuschenstill unter dem Bett, aber mein Herz klopfte zum Zerspringen. Der Milizionär zog ab.

Am nächsten Morgen vertauschte ich meinen Mantel gegen einen anderen alten, mit dem ich mich schliesslich auf die Strasse wagte. So schnell wie nur möglich wollte ich nach Hause. Ich hatte einen Weg von elf Kilometern vor mir, nichts im Magen und die Ungewissheit über die liebe Schwägerin. Hoffentlich hatte die Miliz sie freigelassen! Ich lief den Bahndamm entlang, denn auf der Strasse hatte ich Autos der Miliz gesehen. Bei jedem Auto Geräusch ging ich hinter Büschen in Deckung oder versteckte mich im hohen Gras. Ich kam mir vor wie eine Verbrecherin, dabei musste ich mich nur vor diesen Verfolgern, denen ich nichts getan hatte, schützen. Sie übten doch genau dasselbe Unrecht an unschuldigen Menschen aus, wie es die Nazis auf ihre Art gemacht hatten. Ich war völlig erschöpft.

Wieder hörte ich ein Auto den Berg hinauffahren, wieder sprang ich in Deckung. Doch schaute ich diesmal vorsichtig durch die Böschung und sah: ein russisches Auto. Erneut dachte

ich an die vorherige Verhaftung – und riskierte es, mich dem Russen zu zeigen. Er hielt an, und ich fragte ihn, ob er mich bis nach Luzino mitnehmen könne. Die Erleichterung, als er so gleich zusagte! Er war ein sehr anständiger, netter Mensch, zu dem ich mehr Vertrauen fasste als zu den polnischen Milizen.

Wie vereinbart lud er mich vor unserem Dorf ab. Das Ganze war sehr riskant, aber ich war einfach zu erschöpft und hatte keine Kraft mehr, um weiter zu laufen. Dieses Erlebnis und die Hilfe dieses Russen zeigen mir, dass es in jedem Land gute und böse Menschen gibt.

Ich war im Besitz eines amtlichen polnischen Schreibens, das meine rechtmässige Anwesenheit bestätigte. Es bezeugte, dass ich den Polen während der Besatzungszeit viel mit Lebensmitteln geholfen hatte, sowohl KZ-Häftlingen als auch Familien. Trotzdem wurde ich immer wieder verfolgt. Die Menschen wurden in dieser Zeit wie Freiwild gejagt, eingesperrt, freigelassen und wieder verhaftet. Dabei spielte der Alkohol eine grosse Rolle. Ich habe mir oft schon gesagt, dass die Miliz ja nicht wusste, was sie tat. Die Kommunisten wollten an die Macht und versuchten mit allen Mitteln, ihre Macht zu zeigen und zu behaupten. Ich sah da keinen grossen Unterschied zwischen Nazis und Kommunisten. Beide waren gleich brutal.

Meine letzte, vierte Verhaftung fand wieder auf der Strasse statt. Um fünf Uhr nachmittags wurde ich verhaftet und in einen alten Kohlen- und Kartoffelkeller eines Zehnfamilienhauses gebracht, wo bereits fünf Personen festgehalten wurden. Dort sassen wir dann ungefähr sechs Stunden. Unter diesen Leuten war ein Mann, ein Jude. Er machte immer noch Witze, trotz unserer miserablen Lage. Offenbar wollte er uns Frauen trösten, wenn er uns zum Lachen brachte. Plötzlich zog er aus seiner Tasche ein Säckchen, öffnete es und verteilte an jede eine Handvoll Rosinen. Alle hatten Hunger und waren ihm dankbar. Dieser Mann hatte selbst fast nichts mehr, verteilte aber seine letzte Habe an uns Hungernde. Er war genauso in Gefahr wie wir alle.

Nachts um zwei Uhr wurde ich zum Verhör nach oben geholt.

Wieder hatte ich Glück, wieder wurde ich befreit, diesmal durch einen Polen.

Ich erledigte anschliessend viele Behördengänge, um zu erreichen, dass die Verhaftungen endlich ein Ende nehmen würden.

Die Entnazifizierung

Dann kam eines Tages ein Aufruf, alle könnten sich «rehabilitieren» lassen, wie es hiess, dazu sollte man zum Gericht gehen.

Ich wollte ebenfalls gehen, denn ich hatte schliesslich nichts verbrochen. Ein früherer Lehrer, der aus dem polnischen Untergrund wieder aufgetaucht war, setzte mir das formelle Schreiben in polnischer Sprache auf.

Ich fuhr mit dem Zug nach Wejherowo und ging sofort zum Gericht. Vor dem Saal traf ich den früheren Gerichtsschreiber, der mich gut kannte. Halb entsetzt sah er mich an und fragte, was ich denn hier wolle. Ahnungslos nannte ich ihm den Grund meines Hierseins. Er nahm mich am Arm, zog mich von der Tür weg und berichtete mir flüsternd, ich solle um Gottes willen nicht hineingehen, sie warteten dort geradezu auf mich, um mich zu verurteilen. Als er mein zweifelnd verständnisloses Gesicht sah, fuhr er fort – nun schon in einiger Entfernung zur Tür –, unter den Richtern befinde sich jener Zollbeamte, der beim Mord meines Vaters dabei gewesen sein soll. Aber ich hatte ihn doch vor der Gestapo beschützt! Nicht bezichtigt, sondern vor dem Tod bewahrt! Der Gerichtsschreiber versicherte mir, der Mann wolle sich für die erlittene Haft an mir rächen. Ich war wie vom Donner gerührt und konnte es einfach nicht glauben. Langsam begann ich wirklich den Glauben an die Menschen zu verlieren. Aber natürlich hörte ich auf die Warnung dieses mir so wohlgesinnten Polen und kehrte unverrichteter Dinge nach Hause zurück. Jetzt aber war ich nicht «rehabilitiert».

Auf der Bahnfahrt war mein Entschluss schon so gut wie gefallen. Hatte ich nicht alles unternommen, um die Molkerei für meinen Mann zurückzuerhalten? Elf Jahre, schwere, arbeitsame

Jahre hatten wir, mein Mann und ich, in diese Molkerei gesteckt, hatten alles renoviert, Wände und Fussböden ausgekleidet, den Maschinenpark erneuert – und jetzt waren wir einfach «enteignet» worden, obwohl sie uns nicht einmal gehörte; ich wurde angeschuldigt, obwohl ich immer geholfen hatte, wo ich nur konnte, war immer wieder verhaftet worden, und jetzt auch noch das.

Zu all dem hinzu kam, dass ich nichts über den Verbleib meines Mannes wusste. Seit damals die deutschen Behörden bei uns nachgefragt hatten, wusste ich nichts mehr über ihn. Es war entsetzlich und nicht auszuhalten.

Als ich zu Hause eintraf, sagte ich meiner Mutter, nun sei es endgültig genug. Ich wollte weg, zurück in meine Heimat, in die Schweiz. Aber wie?

Hilfe in Warschau

Meine Mutter gab mir den Rat, nach Warschau zur Schweizer Gesandtschaft zu fahren und dort zu erzählen, was alles mit uns geschehen sei. Auch erklärte sie sich bereit, wegen der Molkerei an meiner Stelle in Polen zu bleiben, denn sie selbst sei bereits alt, ich aber hätte für zwei kleine Kinder zu sorgen.

So fuhr ich nach Warschau. Im Zug gab es keine Heizung, fast sämtliche Fensterscheiben waren kaputt, wir alle froren erbärmlich. Eine der grossen Weichselbrücken war erst notdürftig und nur für die Züge repariert worden. Als der Zug dann im Schrittempo über die erheblich schwankende Brücke fuhr, begannen alle zu beten.

Wir erreichten Warschau. Die Stadt war ein einziges Trümmerfeld. Mit einem Taxi fuhr ich in das Hotel, in dem die Schweizer Gesandtschaft einige Räume bezogen hatte.

Mit klopfendem Herzen meldete ich mich in der Gesandtschaft. Geduldig und sehr aufmerksam hörte sich der Konsul meine Geschichte an, dann besprach er in einem Nebenzimmer mit einem anderen Herrn die Lage. Ich sass zitternd und frie-

rend in Erwartung einer Entscheidung. Was mochten sie so lange beraten? Dann kam der Konsul zurück und fragte mich, ob ich in der Lage sei, noch in dieser Woche alles zu packen und zu erledigen. Der letzte Sanitätszug aus der Schweiz käme diese Woche, um alle noch auf die Ausreise wartenden Schweizer abzuholen. Es sei die letzte Möglichkeit, das Land zu verlassen.

Mir kam es wie ein Traum vor. Sofort war ich zu allem bereit, was noch zu tun war. Ich fühlte mich innerlich erlöst, befreit von einem ständig gewachsenen Druck – mit einem Mal war es möglich, dem Alptraum zu entkommen. Ich war dem Konsul unendlich dankbar. Noch heute habe ich das Gefühl, dass er mir mit dieser Mitteilung das Leben gerettet hat.

Die Rückreise nach Luzino war wieder unruhig. Immer noch lebte ich in ständiger Angst. Plötzlich standen wieder Milizen da, um den Zug zu kontrollieren. Ich flüchtete mich in den Gepäckwagen, wo in einem alten Eisenofen ein kleines Feuer brannte. Dort kauerte ich mich nahe an den Ofen und fragte den Bahnbeamten, ob es erlaubt sei. Mir sei so kalt, und ich fühle mich schlecht. Er war freundlich und liess mich sitzen.

Dann kam die Miliz. Ich sass eingerollt in eine Decke, noch zusammengesunkener als zuvor, und der Beamte erklärte den Milizen, die kranke Frau hier schlafe nur ein wenig. Wieder hatte ich Glück gehabt; immer wieder haben gute Menschen mir weitergeholfen.

Von Gdynia aus fuhr ich noch schnell nach Danzig, um mit Bekannten vor meiner Abreise Wichtiges zu besprechen. Als ich aus dem Zug stieg, traute ich meinen Augen nicht. Danzig, die schöne, alte Stadt, war nicht mehr. Ich sah nur Trümmer. Vögel schwirrten durch die Ruinen. Ich war erschüttert, konnte es nicht fassen. Nur der Bahnhof stand einsam da. Ich entschloss mich, nach Zopot zu fahren, ebenfalls um Bekannte aufzusuchen. Alle waren verschwunden. Lauter fremde Gesichter, die die Türen zu den mir bekannten Wohnungen öffneten. Traurig, tief traurig fuhr ich schliesslich nach Hause – dazu immer in der Angst, wieder verhaftet zu werden. Es war so trostlos. Alle, die

konnten, waren vor den Russen geflüchtet. Viele, die geblieben waren, lagen verschüttet unter den Trümmern ihrer Häuser, seit Danzig dem Erdboden gleichgemacht worden war. Jeder versuchte zu retten, was zu retten war, aber der Tod war immer in der Nähe.

Der Bericht, mit dem das Auswärtige Amt die Schweizer Behörden über Anton Stucki's Tod informierte.



Anton Stucki im Garten kurz vor seinem Tod.


 Eidgenössisches Politisches
 Département
 Département Politique Fédéral

Bern, den 7. Oktober 1939.

Abteilung für Auswärtiges
 Division des Affaires Étrangères

B. 51.332.1 - UB.*
Bitte dieses Zeichen in der Antwort wiederholen
 Pensez de rappeler cette référence dans la réponse

Herrn John S t u c k i ,
 Tiefenhöfe 4,
 Z ü r i c h .
 =====

Geehrter Herr,

Im Nachgang zu unserm Schreiben vom 4. d.M. beehren wir uns, Ihnen den amtlichen Bericht des Deutschen Auswärtigen Amtes über die Ermordung Ihres Vaters zur Kenntnis zu bringen, der uns soeben durch unsere Gesandtschaft in Berlin zugegangen ist:

Am 5. September 1939 rückte deutsches Militär in Lusim ein, von dem ein Teil in der Molkerei des Stucki Quartier nahm. Stucki befand sich allein im Hause. Seine Frau war fünf Tage vorher mit ihrem Enkelkind zu einer bekannten Besitzersfrau in der Nähe von Lusim geflohen. Die Tochter war mit Waren nach Neustadt gefahren und wurde von den Polen nicht mehr zurückgelassen. Ebenso ging es dem Schwigersohn Edmund N o w a k , welcher mit seinem Lieferwagen am 19. September 1939 nach Neustadt gefahren war.

Am 6. September 1939 rückte das deutsche Militär von Lusim ab und polnisches Militär wieder in Lusim ein. In der Nacht vom 6. bis 7. September, um etwa 2 Uhr drangen dann etwa 30 Personen, Grenzbeamte, Militär und Zivilisten, in die Molkerei ein, suchten und fanden schliesslich Stucki, der sich in dem oberen Raum versteckt hatte und trieben ihn mit Schlägen hinunter zu dem in unmittelbarer Nähe gelegenen Bahngleise. Hier wurden ihm die Augen ausgestochen, das Gesicht zerschritten, der Bauch aufgeschlitzt und schliesslich eine Handgranate um den Bauch gebunden, welche ihn dann zerriss. In diesem Zustande wurde er am darauffolgenden Morgen von den wieder einrückenden deutschen Truppen vorgefunden und begraben.

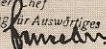
Nach Angaben von in Lusim ansässigen Volksdeutschen war Stucki trotz seiner 66 Jahre noch sehr rüstig. Er hat vielen Dorfeinwohnern geholfen und sie auch weitgehend geldlich unterstützt. Kurze Zeit vor Ausbruch des Krieges war es Stucki kaum noch möglich, sich in seinem Garten sehen zu lassen, weil erstets von fanatischen Polen, deren Namen jedoch nicht feststehen, mit Steinen oder Erdstücken beworfen wurde.

Die Polen haben bei dem Eindringen in die Molkerei einige Türfüllungen eingeschlagen und die Kassette des Stucki, in welcher sich eine grössere Menge Geld und Wertpapiere befunden haben sollen, entwendet.

Am Mord beteiligte Personen sind bisher noch nicht festgestellt worden. Die Ermittlungen werden fortgesetzt."

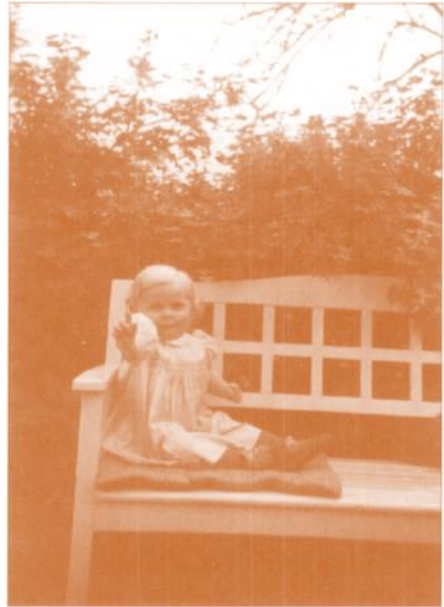
An Ihrem Schmerz über den Verlust Ihres Vaters nehmen wir Anteil und sind ergriffen vom tragischen Schicksal unseres Landsmannes, der den durch die kriegerischen Ereignisse entfesselten Leidenschaften zum Opfer fiel.

Genehmigen Sie, geehrter Herr, die Versicherung unserer vorzüglichen Hochachtung.

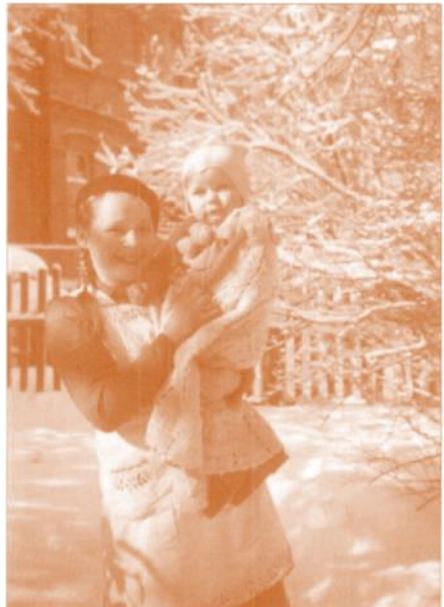
Der Chef
 der Abteilung für Auswärtiges
 i. v. 



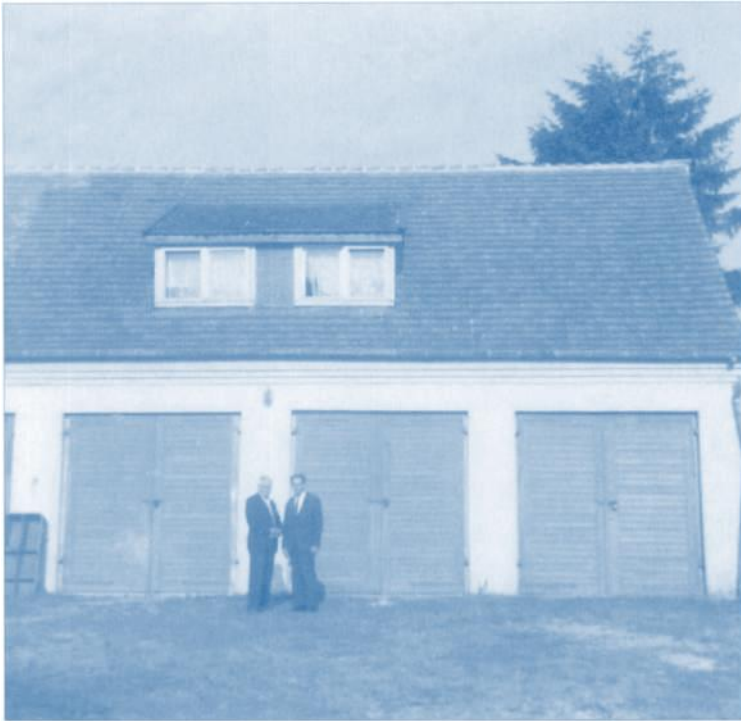
Margarete und Edmund Nowak.



Tochter Christine, um 1941.



Die Kinder des ermordeten Schalterbeamten vom Bahnhot Luzino mit Christine Nowak.



Der Garagenbau hinter der Molkerei mit der Wohnung im Dachgeschoss. Im Bild links ein ehemaliger Buchhalter der Molkerei. Das Foto stammt aus den siebziger Jahren.



Die Rückseite der Molkerei zeigt den hohen Kamin. Im Vordergrund die Scheune.

Molkerei Lusin, Westpreußen

Inhaber: E. und M. Nowack,

Fernsprecher: Nr. 2
Bankkonto:
KreisSparkasse Neustadt, Konto-Nr. 119

Lusin, Wpr.

Ihre Zeichen Ihre Nachricht vom Unsere Zeichen den

Briefkopf der Molkerei nach Kriegsbeginn.

Schutzstaffeln der N. S. D. A. P.

Der Führer
III/36. H-Standarte
Abteilung



Fernsprecher:
Neustadt (Westpr.), Nummer 244
Bankkonto:
KreisSparkasse Neustadt (Westpr.) 302

Betreffe: Neustadt (Westpr.), den 28.5.1942.

Besug:

Anlagen:

An den

Betriebsleiter der Molkerei Lusin
Edmund Nowak

L u s i n

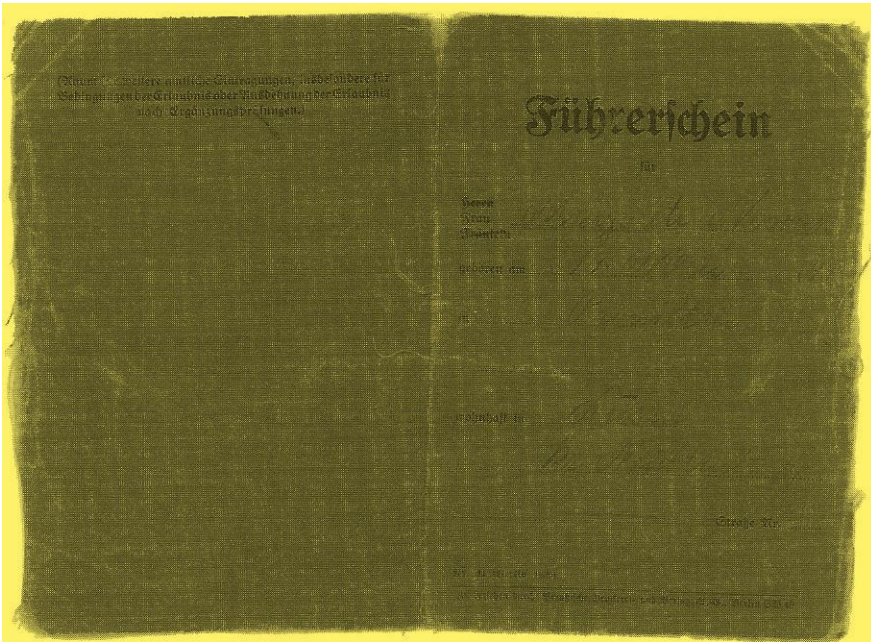
Es ist wiederholt festgestellt worden, dass in Ihrem Betrieb sämtliches Personal und Milchablieferer polnisch sprechen. Auch ist beobachtet worden, dass sich öfters polnisch eingestellte Leute, in Ihrem Hause zusammen treffen und Gespräche führen, welche gegen den Deutschen Staat ein Verstoß ist.

Sie als Verantwortungsvoller Betriebsleiter, werden darauf aufmerksam gemacht, dass diese Sachen aufhören müssen.

Andernfalls wir uns veranlasst sehen, dass Ihnen der Betrieb abgenommen wird.

[Handwritten signature]
Der Führer des H-Standbannes III/36

Aufforderung der örtlichen SS an den Molkereibesitzer Nowak, seine Angestellten deutsch sprechen zu lassen. Bemerkenswert sind die verwendete Deutsch, die Orthografie sowie die Zeichensetzung.



Margarete Nowaks Führerschein, ausgestellt auf dem Landratsamt des Kreises Neustadt, Reichsgau Danzig-Westpreussen.

Das «Herrenzimmer» im Danziger Stil



Der Bücherschrank mit Stühlen.



Detail: Danziger Wappen.



Die Truhe mit Stühlen.



Detail der Truhentrückwand. Die Szene zeigt, wie der König bemüht ist, einen Streit zwischen Klerus und Stadträten zu schlichten.

Vertrag.

(Molkerei)

Der kommissarische Verwalter für die beschlagnahmten EVU im Reichsgau Danzig-Westpreussen, in der Folge kurz "Werke" genannt, schließt mit der Molkereibesitzerin Frau Margarete N o w a c k , Lusin Kra. Neustadt/Wpr., in der Folge kurz "Abnehmer" genannt, folgenden Elektrizitäts-lieferungsvertrag für Rechnung: Westpreussenwerk Gotenhafen-Land.

§ 1. Allgemeines.

Die "Elektrizitätslieferungsbedingungen für Sonder-abnehmer" sowie die "Allgemeinen Bedingungen" bilden einen Teil dieses Vertrages, soweit nicht in folgendem etwas anderes vereinbart ist.

§ 2. Stromversorgung.

Die Werke liefern dem Abnehmer elektrische Arbeit für Licht- und Kraftzwecke innerhalb seines Versorgungsgebietes Molkerei Lusin Kra. Neustadt/Wpr. in Form von Drehstrom von etwa 220/380 Volt Spannung.

§ 3. Strommessung.

Die dem Abnehmer gelieferte elektrische Arbeit wird für Kraftzwecke durch einen Niederspannungsmähler mit Höchstlastanzeiger gemessen.

§ 4. Strompreise.

Der Abnehmer bezahlt:

- a) für Niederspannungszwecke einen monatlichen Grundpreis. Dieser beträgt für Kraftstrom 4,50 RM. je kWh und Monat der gemessenen Monats Höchstlast, vorläufig 5,5 kW.
Für Lichtstrom wird der Grundpreis nach dem Gewerbetarif I entsprechend dem Anschlußwert der Anlage und für den Haushalt nach EKumen festgesetzt.
- b) ausserdem einen Arbeitspreis; dieser beträgt 6 Rpf/kWh.

§ 5. Vertragsdauer.

Der Vertrag tritt mit der Ableseung am den 1. Januar 1940 in Kraft und endet mit der Ableseung am den 1. Januar 1942. Er verlängert sich um je ein Jahr, falls ihn nicht eine der beiden Parteien ein Vierteljahr vor seines jeweiligen Ablauf schriftlich kündigt. Die Werke sind berechtigt, den Vertrag mit sofortiger Wirkung zu kündigen, falls diese Preise für die Abgabe von Elektrizität geändert werden.

Die Wirtschaftsgruppe Elektrizitätsversorgung bereitet z. St. einen Mustervertrag für Sonderabnehmer vor, der für das gesamte Reich oder Teile des Reiches in Kraft gesetzt werden soll, nachdem der Reichskommissar für die Preisbildung seine Genehmigung dazu erteilt hat. Dieser Mustervertrag bezieht sich nicht auf die Preise für die Lieferung elektrischer Arbeit. Diese bleiben mithin auch nach Einführung des Mustervertrages unverändert. Der Abnehmer erkennt bereits heute die Bedingungen dieses Mustervertrages als für sich verbindlich an, dergleichen auch die von derselben Stelle ausgearbeiteten und vom RPr. genehmigten Lieferungsbedingungen für Sonderabnehmer.

Danzig, den 27. September 1941.
Der kommissarische Verwalter
für die beschlagnahmten EVU
im Reichsgau Danzig-Westpreussen.

Lusin, den 25. September 1941.

Der Abnehmer:

J. Nowak

E. Schmidt

Maria Stucki

Lusin denn 27.12.41.

--Lusin--
Kreis Neustadt.

An das

Finanzamt Neustadt.

Betrifft: Vermögensteuer des Johann Stucki Zürich.

In Beantwortung Ihres Schreibens vom 5.12.41. teile Ihnen mit
welche Maschinen Eigentum des Johann Stucki Zürich sind.

2 Milchkühler angeschafft 1896, Anschfr. heutiger Wert

1 Dampfmaschine	"	"	1896	"	"	"	"	100. Rmk.
1 Milchbasien	"	"	1896	"	"	"	"	50. "
1 Käsekessel	"	"	1925	"	200 Mrk.	"	"	100. "
1 Milchpumpe	"	"	1925	"	150 "	"	"	50. "
1 Elektrischer Motor	"	"	1925	"	200 "	"	"	100. "
1 Milchvorwärmer	"	"	1896	"	Unbekant	"	"	20. "
1 Milchpasteur	"	"	1937	"	1.800 Zl.	"	"	600. "

Die Oben aufgeführten Maschinen sind Alt, ausser dem Pasteur,
werden sämtliche Maschinen, vom Betriebe Entfernt, da dieselben
nicht mehr gebrauchsfähig sind.

Heil Hitler
Maria Stucki

Beantwortung einer Anfrage
des deutschen Finanzamtes
Neustadt. Unabhängig von ih-
rer Nationalität waren Ge-
schäftsleute damals gezwun-
gen. Schreiben an Ämter mit
dem «deutschen Gruss»
abzuschliessen.

Nächste Seite:
Aus einer Aufstellung der Vermö-
genwerte der Molkerei (Ausrisse).

Abfertigung über die Veranschlagte betreffend das
 Kapitalgrundstück in Lusinio (Rogorze) eingetragen
 Lusinio Blatt 100 (Grundbuch)

1. Gebäulichkeiten

1 Kellerarbeiten mit Bohrung, Garage mit Bohrung, beides
 mit Zentralheizung, Abstellungen, Heusen und Umkehrung
 Verkehrsverf. M. 850,000.--

2. Mobiliari:

5 Kücheneinrichtungen, 2 Kloben, 3 Abstellmaschinen,
 alles komplet eingerichtet inkl. Waage, u.s.v. M. 70,000.--

Einrichtungen

b) Zentrifugenraum

1 Astra-Zentrifuge 2000 lt.-Leistung electr.
 Antrieb mit Mikrotaustabellern M 5,000.--
 1 Astra-Richtmaschinen 2000 lt.-Leistung mit
 Platten aus nichtrostendem Stahl * 18,000.--
 1 Milchpumpe Marke Astra * 1,800.--
 1 Milchpumpe Marke Astra * 1,800.--
 1 Milchmüller aus rostfreiem Stahl mit di-
 rektor Verdampfung ab Kühlmaschine * 1,800.--
 1 Milchbehälter getrennt zu je 1000 lt. aus
 Aluminium, isoliert und geteilt * 9,000.--
 Metallische Rohrleitungen aus rostfreiem
 Stahl, Dreiviertelzoll und Rohre * 10,000.-- 44,100.--

c) Milchsaalraum

1 Milchbehälter aus Aluminium einbeut, mit
 Isolierung, geteilt zu je 2000 lt. M 18,500.--
 1 electr. Belüftungssystem * 480.--
 1 Wasserpumpe für Dampf und Wasser * 100.--
 Rohrleitungen und Rohre * 2,500.-- 19,580.--

d) Kessel

1 Kesselkessel je 1000 Liter, 3 Kesselraum
 zu je 1000 Liter aus Metall M 6,000.--
 1 Milchpumpe * 480.--
 50 Rohrwärmer aus Speiseöl * 1,800.--
 50 Metallbehälter * 980.--
 Direkte Kesselablauf-Installation * 1,000.--
 1 Molkenbehälter (Kesselraum) 2000 Liter * 2,500.-- 14,560.--

3) Installationen

Elektr. Installation des Gesamtbetriebes M 25,000.--
 Rohrleitungen im Kessel-, Kessel-, Milch-
 saal- u.s.v. * 6,000.--
 1 Transformatoranlage für elektr. Strom * 18,000.--
 Rohrleitungen alles aus rostfr. Stahl
 7 Kondensatoren div. Größen * 2,000.-- 54,000.--

p) Fuhrpark :		
1 Automobil	FORD 3 Tonnen Nutzlast	N. 7.900.--
1 "	MERCEDES 3 TO "	" 12.000.--
1 "	CHEVROLET 3,5 TO "	" 8.900.--
1 "	MERCEDES-Personenwagen	" 3.000.--
1 "	ADLER-Personenwagen	" 1.500.--
1 "	D K * - Personenwagen	" 1.900.--
3 Autoanhänger à 3 Tonnen.....	je	" 1800.--
"	je	" 1800.--
"	je	" 1800.--
2 Pferdewagen (Federwagen) 2 Milchwagen mit Patenttaxen.....	"	2.000.--
2 Schlitten.....	"	500.--
		40.400.--
q) Transportgeräte :		
400 Milkannen à 40 Liter Inhalt	13.60	M. 5.712.--
610 Milkannen à 20 Liter "	8.--	" 4.480.--
115 Milkannen à 10 Liter "	6.--	" 690.--
51 Butterkisten à 25 Kg. Inhalt	20.--	" 1.020.--
		13.902.--

t) Fäden in Wejherowo :		
Ladeneinrichtung pl. Wejhera.....		X 8.500.--
" ul. Pilsudekiego.....		" 8.500.--
		14.000.--

u) Schweinehaltung :		
49 Läufer Schweine.....		X 5.800.--
53 Schweine gemistet.....		" 8.480.--
		14.280.--

y) Bureau - Einrichtung :		
1 eiserner Bücherschrank (Combimbel)		M. 400.--
2 Diplomatenschreibtische.....		" 480.--
1 Schreibmaschinenpult.....		" 80.--
2 gewöhnliche Schreibtische.....		" 160.--
1 Mercedes Portable.....		" 350.--
1 Remington Portable.....		" 200.--
1 Additionsmaschine elektr. Reinmetall		" 1.500.--

Die nachstehenden Unterschriften bezeugen hiermit, dass sämtliche in dieser vier Blatt umfassenden Aufstellung angeführten Sach- und Geldwerte im Moment ihrer Abreise aus dem kriegsgefährdeten Luzino vorhanden gewesen sind. Die Gefühlichkeiten waren unverehrt und in tadellosem Zustand. Das gesamte Mobiliar, die maschinellen Einrichtungen des Molkereibetriebes waren durchwegs neuester Konstruktion und wurden größtenteils erst im Monat Mai bis Juli des Jahres 1944 eingebaut. Alles befand sich daher in tadellosem Betriebs- und leistungsfähigen Zustand

Der amt. best. vertigte Betriebsleiter
der Molkerei - Luzino :

Rudolf Kiechli
Rudolf Kiechli.

Sie können vorstehende Aufstellung
in Bezug auf deren Richtigkeit
ebenfalls bestätigen :

Beurkundung No. 177.

Luzern, den 15. März 1946.

Die Urkundsperson:
Dr. Fried Keller

Gebühr Fr. 2.-
pro Doppel = Fr. 1.-
+ Stempel.





Der Lastwagen, der in Heia stand.



Das Rathaus in Wejherowo, erbaut 1908. Das Fenster rechts vom Eingang gehört zum Amtszimmer des Grafen Matuschka.



Naniza/Nanitz. Im Bildhintergrund der Wald, in dem die Nazis Menschen erschossen.

**Kommandantur der Gefangenenlager
Danzig** Danzig, den 25. 9. 1939.

Entlassungsschein.

Der Polenweiblicher Hans Nowak geboren am 22. 5. 1903
in Wieliczka, Galizien wohnhaft in Lüpfen bei Hauptstadt.

Edmund Nowaks Entlassungsschein aus dem deutschen Gefangenenlager in Danzig vom 25.9.1939.


Obóz Pracy dla Niemców Wejherowo, dnia 20 kwietnia 45.
w Wejherowie

Z w o l n i e n i e.

P Nowak Krysia urodz. w dniu 26.8.39 r.

w Insulinie zamieszkały w Insulinie

zostaje z dniem dzisiejszym zwolniony. na podstawie pisma
Zarządu Miejskiego z dnia 20.IV,45 r.

Komendant 

Entlassungsurkunde aus einem polnischen Lager für Christine (hier poln. Krysia) Nowak, ausgestellt am 20.4.1945.


Obóz Pracy dla Niemców Wejherowo, dnia 20 kwietnia 45 r.
w Wejherowie

Z w o l n i e n i e.

P Edmund Nowak urodz. w dniu 4.3.42

w Insulinie zamieszkały w Insulinie

zostaje z dniem dzisiejszym zwolniony. na podstawie pisma
Zarządu Miejskiego z dnia 20.IV,45 r.



Dieselbe Urkunde für Eugen Nowak, der mit zweitem Namen Edmund heisst.

Z a s w i a d c z e n i e

Nizej podpisani świadkowie zaświadcniają że Małgorzata Nowak ur. dnia 14.5.1911 roku w Pronitten (Prusy Wschodnie) zamieszkała w Luzinie pow. morski, podczas okupacji niemieckiej wypożyczała butelki polskie przez potajemne wydawanie mleka i masła tverego i t.d. jako surowego zakazu wiedząc o tym dobrze ze grozi jej więzienie a nawet śmierć, względnie obóz.

Pozatem wydawała z innych powiatów członkom rodzin żywność na paczki dla znajdujących się Polaków w obozach koncentracyjnych.

Równocześnie transportowanych z ewakuowanego obozu koncentracyjnego "Stutthof" doczywiła przez dbanie o talerz większej ilości mleka i innych artykułów żywnościowych do nowego obozu słaznych Rügen.

Nowakowa M. zawsze się czuła polką, polskiej sprawie nie szkodziła a z Niemcami nie współpracowała na szkodę Polaki.

P o d p i s y

Pisisk Piety
Wojanna dr. Chalkow
Melitta Jean
Semak Julian
Włodzisław Pramiński
Taura Feliks
Opłakowski Antoni



"Zaswiadczone podpisy świadków stwierdza

J. Nowak

Luzino, dnia 4.6.1945r.
Wyżej wymienione pismo podlega prawdzie co zaświadcza byli więźniowie Stutthofu.

J. Nowak 6106
Klusowski 2728

Amtliche Bestätigung von Insassen des Lagers Stutthof über erfolgte Hilfeleistungen der Familie Nowak, darunter der Grenzbeamte Semak und der Schreiner Rybakowski.

Wejherowo, dnia 8.3.1946r.

Z a s w i a d c z e n i e

Niniejszem zaświadczam w miejscy przysięgi, że Małgorzata Nowakowa z Luzina, podczas ucieczki mojej i kolegi Witolda Bochnara z Wejherowa, w czasie ewakuacyjnym z obozu koncentracyjnego z Stutthofu, udzielała mi w Luzinie jaknajdalej idącej pomocy tak pod względem wyżywienia jak i materialnem. Nowakowa wraz z swoim mężem popierali podczas okupacji a zwłaszcza mojego pobytu w obozie koncentracyjnym, bardzo wydatnie moją rodzinę żywnością.

Jerzy Lorenz
dyr. B. K. O. pow. wejherowski
w Wejherowie

Amtliche Bestätigung des Buchhalters Lorenz über die Unterstützung durch Margarete Nowak für ihn und seine Familie während seiner Haft im Lager Stutthof.

Zloty
Quittung über Reichsmark 306.—

in Worten dreihundertsechs Zloty

Der schweizerische Rückwanderer *Maryrota Nowak-Stuchi*
 von **Neustadt** in **Polen**
 Konsularbezirk **Warschau** hat heute den obigen Betrag beim
 Schweizerischen Konsulat *etc* *100000* zwecks Einzahlung
 bei einer Bank deponiert.

Ort: *Warschau* **Polenzug 5** Datum: **27.3.46**



Quittung über die Hinterlegung des Fahrpreises für die Ausreise aus Polen bei der Schweizer
 Gesandtschaft in Warschau.

Wieder in der alten Heimat

Die Rückfahrt

Meine Mutter war übergücklich, dass ich mit meinen Kindern in die Schweiz reisen konnte. Ich packte im Februar 1946 nur die nötigsten Sachen ein. Damit ich die Fahrt in die Schweiz überhaupt zahlen konnte, hatte ich einen meiner Mäntel verkauft.

Mein Schwager fuhr mit uns bis Kattowitz, wo wir in einem Lager auf den Zug warten sollten. Mit dem Gepäck wurde es sehr schwierig. Ich selbst konnte etwas mehr mitnehmen, weil wir im Zug fuhren. Die Schweizer Autos waren schon randvoll mit Flüchtlingsgepäck und hatten keinen Platz mehr. Die Strassenränder waren übersät mit Koffern, Kisten und Körben, denn jeder wollte soviel es nur ging mitnehmen. Aber es musste viel am Strassenrand zurückgelassen werden. Alle Rückwanderer waren traurig, weinten, wenn sie nicht alles mitnehmen konnten. Man sah nur weinende, traurige Menschen.

Im Lager mussten alle Schweizer Bürgerinnen und Bürger vortreten. Wir erhielten warme Schokolade und ein Paket mit Esswaren. Hier im Lager waren alle Nationalitäten gemischt. Alle sollten in ihre Herkunftsländer zurückgeschafft werden.

Mit drei Tagen Verspätung kam endlich auch unser Zug, in dem ich mit den Kindern einen Platz am Fenster erhielt. Innerlich jubilierte ich, als der Zug sich endlich in Bewegung setzte, denn immer noch wurden Kontrollen durch die Miliz vorgenommen – und ich hatte keine Papiere, nur den Schweizer Schutzbrief der Gesandtschaft, aber wer wusste, was die polnische Miliz davon hielt.

Der Zug war randvoll. Nachts legte ich Eugen zum Schlafen in das Gepäcknetz, während Christel und ich uns die Bank teilten. Andere legten sich auf den Zugboden und streckten die Beine aus, um zu schlafen. Aber wie glücklich war ich, in die Heimat fahren zu können.

Am nächsten Morgen stieg ich in aller Frühe vorsichtig und leise über die anderen, um die Kinder und mich in der Toilette so gut es ging zu waschen. Mit einem feuchten Tuch reinigte ich auch unseren Platz, denn wenn so viele Menschen auf engem

Raum zusammen sind, ist es wichtig, auf Sauberkeit zu achten. Insgesamt waren wir länger als eine Woche unterwegs.

Als uns an diesem Morgen das Frühstück gebracht wurde, waren wir schon bereit. Dem Bahnbeamten fiel das wohl auf, denn er lobte uns für die Sauberkeit.

In Prag stand der Zug zwei Tage. Es ging und ging einfach nicht weiter, ohne dass wir gewusst hätten, warum. Unruhe kam auf, alle machten sich Sorgen. Was hatte das zu bedeuten? Mussten wir etwa wieder zurück? Wollten sie uns nicht durchlassen? Am schlimmsten aber war es für die Kinder, die kaum Platz hatten, sich zu bewegen. Erst vierzig Jahre später habe ich hier in Zürich erfahren, dass es damals im Bahnhof einen Unfall gegeben hatte, dessen Ursache abgeklärt werden sollte. Welche Ängste hatte uns das gekostet.

Da ich keine Ausweispapiere besass, wurde ich in Prag von den begleitenden Schweizer Offizieren ins Büro gerufen. Sie waren vom Konsulat informiert worden, wollten aber manches noch genauer wissen. Es waren drei sehr freundliche Herren. Sie wussten, wie die Kommunisten mit dem Privatbesitz auch anderer Staatsangehöriger umgegangen waren, da nützte auch kein Schweizer Schutzbrief mehr.

Schon die Nazis hatten allen Schweizern die Molkereien weggenommen, aber wenigstens konnte man sich zu jener Zeit noch ernähren. Selbst das war bei den Kommunisten nicht mehr der Fall. Und dazu musste jeder befürchten, nach Russland verschleppt zu werden.

Als wir in Salzburg ankamen, spielte am Bahnhof eine Musikkapelle. Vor Freude liefen mir die Tränen herunter, ich konnte mich nicht mehr zusammenehmen. Wir waren in der Freiheit und mussten keine Angst mehr haben, aus dem Zug geholt zu werden.

*

Durch Vertragspolitik und militärische Besetzung gewann die Sowjetunion an Einfluss in Osteuropa. Das Westterritorium der UdSSR wurde schon 1945 durch die Eingliederung Nordost-Preussens, die polnischen Ostgebiete und die Karpato-Ukraine erweitert. Zum sogenannten Ostblock gehörten – neben der UdSSR, Polen und der Tschechoslowakei – auch Albanien, Bulgarien, Rumänien und Ungarn. Das Muster der allmählichen Machtübernahme durch die Kommunistischen Parteien war in all diesen Staaten ähnlich: Nach Kriegsende initiierten die Kommunisten zunächst nationale oder patriotische Fronten. In diesen Dachorganisationen wurden antifaschistische Bewegungen und Widerstandsgruppierungen zusammengefasst. Zurückgekehrte Exilkommunisten, die während des Zweiten Weltkrieges nach Moskau emigriert waren, sicherten sich in ihren Heimatstaaten Schlüsselpositionen und bildeten «provisorische Regierungen». Nach freien Wahlen gingen die Kommunisten mit bürgerlichen Parteien Koalitionen ein, wobei sie stets auf die Innenministerien aus waren – und damit auf die Polizeigewalt. Nach und nach wurden die bürgerlichen Parlamentsmehrheiten ausgeschaltet, es bildeten sich sozialistische Einheitsparteien, die schliesslich die Alleinmacht übernahmen.

Die Ankunft

Im März 1946 traf ich mit den Kindern in der Schweiz ein. Zunächst kamen wir nach Kreuzlingen in eine Quarantänestation, wo wir geduscht und auf unseren Gesundheitszustand untersucht wurden. Danach erhielten wir Essen. Dann gab es nur noch eins: schlafen, schlafen und nochmals schlafen. Nach dieser langen Reise waren alle todmüde, aber zufrieden und glücklich.

Einige Tage später wurden wir in verschiedene Rückwanderheime verteilt. Ich kam mit den Kindern in ein Hotel nach Neuhausen am Rheinfall. Hier gefiel es uns sehr. Wir hatten einen herrlichen Blick auf Neuhausen und hörten das Rauschen des Rheinfalls bis hinauf in unser Zimmer.

Wir Frauen übernahmen abwechselnd die Nachtwache bei den kleinen Kindern und erhielten dafür Geld, erstes selbstverdientes Schweizer Geld! Das verleitet zu Dummheiten: das Geld, die Freude ... Ich hatte ein unstillbares Verlangen nach den so herrlich ausgestellten Süßigkeiten. Deshalb ging ich mit diesem ersten verdienten Geld in die Stadt und kaufte ein halbes Pfund Pralinen! Vier Jahre lang hatte ich keine so guten Pralinen mehr gegessen. Sicher ass ich sie zu schnell und zuviel aufs Mal. Mein Magen hielt das leider nicht aus, mir wurde so schlecht, dass ich schnell auf die Toilette springen und mich übergeben musste. Einen solchen Anfang vergisst man auch nach mehr als fünfzig Jahren nicht.

Die Rückwanderer wurden dann mit der Zeit in ihre Heimatgemeinden geschickt, oder sie konnten auch zu Verwandten gehen, sofern sie welche hatten. Allerdings wurde davor gewarnt, denn viele waren wieder in die Heime zurückgekehrt. Rückwanderer wurden von der Familie nicht nur mit offenen Armen empfangen.

Nun, das konnte mir nicht passieren, ich hatte ja meinen Bruder und meine Schwägerin hier – und keinerlei Befürchtungen. Ich schickte ihnen ein Telegramm, und sie kamen mich in Neuhausen besuchen. Sie überbrachten mir auch die langersehnte Nachricht von Edmund. Nun wusste ich, dass er lebte, hatte sogar eine Adresse, an die ich ihm schreiben konnte, dass wir jetzt in der Schweiz waren – es war ein grosses Glück. Sie luden mich ein, in ihrem Haus zu wohnen, was ich erfreut und dankbar annahm.

Erste Probleme

Als vorläufige Bleibe hatte uns mein Bruder oben in seinem Haus ein Zimmer angeboten.

Ich wollte unbedingt, dass unsere Christel die Schule besuchen konnte und Eugen in den Kindergarten kam, denn dann konnte ich zumindest stundenweise arbeiten gehen und so mei-

nem Bruder das Zimmer und das Essen zahlen. Doch dann erhielten wir nicht das Zimmer oben, sondern das seiner Kinder, die fortan im Wohnzimmer schliefen. Mir war das gar nicht recht, denn für die Kinder war das keine gute Lösung; mir schwante nichts Gutes.

Ganz in der Nähe erhielt ich bald eine Arbeit, von der ich jeweils um vier Uhr nach Hause kam. Ich ging dann anschliessend noch in den Garten, um mich dort nützlich zu machen, denn ich wollte auch meiner Schwägerin helfen.

Schon bald begann die ältere Tochter gegen mich zu hetzen. Jeden Abend, wenn mein Bruder von der Arbeit nach Hause kam, wurde ihm über mich etwas erzählt, was nicht stimmte oder gänzlich erlogen war. Er zitierte mich dann zu sich und machte mir Vorhaltungen. Diese abendlichen Gespräche mit ihm waren unangenehm, Verhören ähnlich, und ich konnte ihn nie von der Wahrheit überzeugen. Was ihm auch immer berichtet wurde, er glaubte alles, so dass ich bald merkte, dass er alle erdenklichen Lappalien benutzte, um uns so schnell wie möglich wieder aus dem Haus zu haben. Schliesslich schlug er mir vor, doch besser wieder in das Rückwandererheim zurückzugehen. Ich musste an die Warnungen denken und daran, wie selbstsicher ich behauptet hatte, ich sei bei meinem Bruder willkommen – das Gegenteil konnte ich jetzt deshalb beinahe nicht fassen. Es ist schmerzlich, von der eigenen Familie, vom eigenen Bruder, so behandelt zu werden.

Was sollte ich nun tun? Ich kam nach 25 Jahren zurück in die Schweiz, ohne Geld, mit zwei kleinen Kindern und war fremd in der eigenen Heimat. Mein Bruder besass ein Dreifamilienhaus und auch Geld, war aber offenbar nicht gewillt zu warten, bis ich eine eigene Wohnung und richtige Arbeit gefunden hatte. Ich musste sein Haus so schnell wie nur eben möglich verlassen. Insgesamt blieben wir nicht einmal zwei Wochen bei ihm.

Wieder dachte ich daran, wie vielen Menschen wir in ihrer Not geholfen hatten, ohne zu fragen, ohne etwas zu verlangen, sondern einfach so, ganz selbstverständlich. Ich war stets glücklich, wenn ich helfen konnte. Dabei wollte ich von meinem eige-

nen Bruder ja nichts geschenkt bekommen. Es war eine äusserst hässliche und traurige Angelegenheit.

Die Arbeit, die ich so schnell hatte antreten können, hatte die Schwägerin besorgt. Sie hatte, ohne vorher mit mir darüber zu reden, mich bei einem Architektenehepaar verdingt. Gleich am zweiten Tag begann ich dort zu arbeiten. Es waren sehr nette Leute, und ich hatte es als Hausangestellte wirklich gut bei ihnen. Jetzt wusste ich nicht, wie ich mich ihnen gegenüber verhalten sollte. Sollte ich ihnen meine Lage bei meinem Bruder schildern? Ich schämte mich so für ihn, dass ich es ihnen nicht erzählen konnte. Andererseits beschämte es mich auch, wenn ich nach so kurzer Zeit wieder gehen würde, ohne ihnen zu sagen, weshalb. Ich sah keinen Ausweg, war völlig kopflos – und sagte ihnen nichts. Ich nahm meine Hausschuhe zu mir heim und fuhr am nächsten Tag nach Winterthur. Ich dachte nur an meine Kinder, daran, dass ich auf der Strasse stand, und daran, dass ich handeln musste.

Später schrieb ich dem Ehepaar einen Brief, in dem ich sie bat, Verständnis für eine Notlage zu haben, in die ich geraten war. Wegen des abrupten Abbruchs meines Arbeitsverhältnisses bat ich sie um Entschuldigung, aber von meinen Verwandten sagte ich kein Wort. Nur, dass ich für mich und die Kinder ein Dach über dem Kopf suchen musste. Ich fühlte mich hilflos und ausgeliefert. Der einzige wirkliche Fehler war, dass ich dem Architektenehepaar nichts gesagt hatte. Aber meine Scham war zu gross.

*

Die «Eidg. Zentralleitung der Heime und Lager», die seit 1940 bestand, erhielt im September 1945 die Aufgabe, zusätzlich zu den bereits bestehenden Lagern für Emigranten und Flüchtlinge auch solche für Rückwanderer zu errichten, für Auslandschweizer also, die in die Schweiz zurückkehrten. In kürzester Zeit stellte die Zentralleitung (ZL) mit Hilfe bewährter Trägerorganisationen solche Unterkünfte in der ganzen Schweiz zur Verfügung. Es waren vorwiegend Hotels, in denen die Rückwandernden untergebracht und versorgt wurden. Neben dem Qua-

rantänelager in Kreuzlingen, das alle Einwandernden passierten, wurden so insgesamt 50 Rückwandererheime errichtet, darunter auch das Hotel Bellevue in Neuhausen, in dem Margarete Nowak mit ihren Kindern Unterkunft fand. Die ersten Rückwandererheime konnten bereits im September 1945 eröffnet werden. Sie dienten den zurückgekehrten Auslandschweizern als Wohn- und Arbeitsgemeinschaften, in denen ihnen Unterkunft und Verpflegung, Taschengeld und Bekleidung, Versicherung gegen Krankheit und Unfall sowie bei Mitarbeit im Heim eine Arbeitsentschädigung geboten wurde. Das Taschengeld betrug für Erwachsene über 16 Jahren am Tag 50 Rappen, für Kinder und Jugendliche zwischen sieben und 16 Jahren 30 Rappen und für unter siebenjährige Kinder 25 Rappen am Tag. Bei Austritt aus dem Lager bekamen die Rückwandernden ein je nach Familienstand und Alter gestaffeltes Überbrückungsgeld: Einzelpersonen erhielten 40 Franken, Ehepaare 60 und Familienangehörige unter 18 Jahren fünf Franken.

Zwischen dem Herbst 1945 und dem Jahresende 1946 entwickelte sich die Zahl der Rückwandernden sprunghaft nach oben. Wurden zum Jahresende 1945 noch 2197 Rückwandernde betreut, waren es ein Jahr darauf, am Stichtag 31.12.1946, nochmals tausend Personen mehr, nämlich 3306 Personen. Der Höchststand der Betreuten wird mit 3678 Rückwandernden gegen Ende Oktober 1946 erreicht. Insgesamt durchliefen bis im Herbst 1949 rund 9800 Rückwandernde diese Heime. Leider schlüsselt der Tätigkeitsbericht der Zentralleitung, aus dem diese Zahlen stammen, die Rückwandernden, im Gegensatz zu den Flüchtlingen und Emigranten, nicht nach der Herkunftsnationalität auf, so dass Angaben darüber, wie viele der Rückwandernden aus Polen, aus der Sowjetunion oder den anderen Ländern des kommunistisch gewordenen Mittel- und Osteuropa stammen, nicht möglich sind.

Eine damals in einem der Rückwandererheime tätige Fürsorgerin gab zu Protokoll:

«Insgesamt haben 287 alleinstehende Mütter mit 506 Kindern in den Rückwandererheimen der ZL Aufnahme gefunden. Unter

den 506 Kindern befanden sich 249 Halbwaisen; die Väter (67) von 71 Kindern galten als verschleppt verschollen oder befanden sich in Kriegsgefangenschaft. (...Die ehemaligen Schweizerinnen, die durch ihre Heirat mit Deutschen ihr Schweizerbürgerrecht verloren haben und mit ihren Kindern Zuflucht in der einstigen Heimat suchten, hatten besonders schwer zu kämpfen. (...) Die Hilfe des Bundes für diese Kategorie von Rückwanderern war gemäss Vollziehungsverordnung zum Bundesbeschluss über ausserordentliche Leistungen an Auslandschweizer nur beschränkt. Nach Erschöpfung dieser Quellen waren die ehemaligen Schweizerinnen auf sich selbst angewiesen und hatten keine Heimatgemeinde, die ihnen helfend zur Seite stehen konnte. Manche führten einen verzweifelten, aussichtslosen Kampf und setzten alles daran, um ihre Familien zusammenzuhalten. Dies gelang meistens der Mutter mit eins bis zwei Kindern; aber sobald für mehrere zu sorgen war, stand man vor kaum überbrückbaren Schwierigkeiten. Bestehende private Fürsorgeorganisationen konnten unsere Bittgesuche in der Regel nicht berücksichtigen, da die ehemalige Schweizerin als Ausländerin betrachtet werden musste. (...) Die Kinder der ehemaligen Schweizerin konnten mit wenig Ausnahmen aus finanziellen Gründen auch keiner Berufslehre zugeführt werden. Sofern über den Ehemann Todesurkunden beizubringen waren, was oft zu monatelang dauernder Korrespondenz führte, bestand die Möglichkeit der Einreichung eines Rückbürgerungsgesuches. Der Entscheid liess in der Regel viele Monate auf sich warten, wenn nicht gar Bewährungsfristen von zwei bis drei Jahren festgesetzt wurden. Diese Überbrückungszeit war ausnahmslos hart.»

Im April 1950 konnten alle Heime und Lager geschlossen und die Eidg. Zentralleitung der Heime und Lager aufgelöst werden.

Winterthur

Noch am gleichen Tag, nach der Aussprache mit meinem Bruder, fuhr ich also nach Winterthur. Dort kannte ich eine alte Dame, Frau Keller, die damals zu unserer Hochzeit nach Polen gekommen war. Sie war mit meinem ältesten Bruder befreundet. Nie hätte ich gedacht, dass ich je eine fremde Frau darum bitten müssen, mich und meine Kinder bis zur Rückkunft meines Mannes aufzunehmen. Da die Einreisebewilligung für ihn schon beantragt war, hoffte ich, es würde nicht mehr lange dauern, bis er kommen könnte.

Ich war so traurig, dass ich nur weinen konnte. Frau Keller, der ich nun die ganze traurige Wahrheit erzählen musste, sagte am Ende meines Berichts: «Grete, Sie kommen zu mir, ich habe Platz, Sie können bei mir wohnen und mir den Haushalt führen, wenn ich unterm tags im Bahnhofskiosk arbeite.» Sie schlug mir weiter vor, dass ich, wenn sie abends heimkomme, mit einer Kollegin im Kiosk bis halb zwölf Weiterarbeiten könne. Ich war erleichtert über diesen hilfreichen Vorschlag und stimmte sofort begeistert zu.

So war ich nicht länger auf meinen Bruder angewiesen. Überglücklich fuhr ich zurück, um meine Sachen zu holen. Meinem Bruder sagte ich vorerst nicht, wohin ich umzog, aber er mochte es gehaut haben.

Frau Keller war froh, nicht im Restaurant essen zu müssen, ich war froh, für mich und die Kinder ein solches Dach über dem Kopf gefunden zu haben. Auf die Bezahlung einigten wir uns rasch und problemlos. Frau Keller zahlte mir 150 Franken im Monat inklusive Essen und Schlafen. Ich zahlte pro Kind 75 Franken, so dass sie die 150 Franken wieder zurückbekam und wir quitt waren. Damit waren wir beide sehr zufrieden.

Nachdem ich nun jeweils im Haus und dem schönen Garten Ordnung gehalten hatte, brachte ich die Kinder ins Bett und ging zum Bahnhofskiosk, um Frau Keller um halb acht abzulösen. Wegen der Kinder konnte ich beruhigt sein, da ja Frau Keller dann zu Hause war. Es war für mich eine ideale Lösung, denn so konnte ich den ganzen Tag bei den Kindern sein.

Inzwischen hatte ich auch Edmund in Frankreich mit einem Telegramm über die neue Adresse informiert, damit er wusste, wo wir nun wohnten.

Wegen Edmunds Einreise in die Schweiz kam einmal die Fremdenpolizei, um ein Protokoll aufzunehmen. Dann kamen nochmals drei Beamte, danach geschah nichts. Ich fragte immer wieder nach, immer wieder vertröstete man mich.

Jedesmal wenn mein Mann Karten schrieb, hatten die Kinder grosse Freude. Christel lief damit zur Nachbarin: «Der Papa hat geschrieben, der Papa hat geschrieben», und alle Nachbarn freuten sich mit.

Unterdessen konnte Edmund uns sogar Geld für unseren Lebensunterhalt in die Schweiz schicken. Er sparte seinen gesamten Sold, und so erhielten wir jeden Monat einen schönen Betrag von der Bank. Weil ich selbst arbeitete, konnte ich diesen Betrag sparen. Edmund schrieb, ich solle eine eigene Wohnung suchen, doch Frau Keller bat mich, doch bei ihr wohnen zu bleiben, bis mein Mann aus Frankreich kommen könne. Ich war glücklich über ihren Vorschlag.

Durch die Arbeit am Bahnhofskiosk lernte ich viele Menschen kennen. Eines Tages kaufte ein Malermeister etwas bei mir. Ich ergriff die Gelegenheit, ihn zu fragen, ob er nicht eine Wohnung besorgen könne, er habe ja viel mit Wohnungen zu tun. Er versprach, sich bei mir zu melden, sobald er etwas höre. Zu diesem Zeitpunkt hatte ich schon überall gefragt, aber nichts gefunden. Nun schöpfte ich wieder Hoffnung.

Ein erstes Wiedersehen

Eines Tages schrieb Edmund, er bekomme bald vierzehn Tage Urlaub, und fragte, ob es uns möglich sei, nach Annemasse an die französisch-schweizerische Grenze bei Genf zu kommen. Ich war überwältigt von der Aussicht, ihn nach so langer Zeit endlich wiederzusehen, und besprach alles mit Frau Keller. Schnell hatten wir einen Plan parat, wie sich arbeitsmässig alles so ar-

rangieren liesse, dass wir fahren konnten. Für unser Wiedersehen wollte ich mir etwas Besonderes kaufen, etwas Schönes, Festliches. Ich ging also zu Doster an der Stadthausstrasse und sah dort ein Kleid, das mir auf den ersten Blick gefiel. Ich probierte es an: Es sass gut, und ich gefiel mir darin. Als ich der Verkäuferin sagte, ich nähme das Kleid, schaute sie mich zweifelnd an: «Das Kleid kostet aber hundertfünfzig Franken!» Offenbar sah sie mir die Flüchtlingsfrau an, die noch dazu hochdeutsch sprach, und hegte Zweifel, ob mir wohl bewusst war, wieviel Geld ich da ausgeben wollte.

Natürlich waren 150 Franken damals wirklich sehr viel Geld für ein Kleid, insofern war ich dankbar für den Hinweis. Aber ich lebte immer sparsam, gönnte mir selbst wenig oder gar nichts, sparte alles Geld, das Edmund uns schickte, deshalb durfte ich mir diese Ausnahme wirklich gestatten.

Nun fuhren wir also nach Annemasse an die Genfer Grenze. Ich war richtig aufgeregt, meinen Mann nach diesen Jahren der Trennung wiederzusehen. Es war noch gleich nach dem Krieg, deshalb gab es auf der französischen Seite viel Militär. Und jedesmal, wenn die Kinder einen Soldaten erblickten, riefen sie: «Das ist Papa!» oder «Da ist er!» Sie wussten nicht mehr, wie er aussah, schon gar nicht in Uniform. Immer wieder musste ich sie vertrösten – bis ich Edmund tatsächlich uns entgegenkommen sah.

Wie mir nach diesen Jahren der Trennung zumute war, vermag sich kaum jemand vorzustellen. Wir lagen uns lange in den Armen, nahmen die Kinder hoch und weinten alle vor Glück. Die übergrosse Freude kannte keine Grenzen. Edmund hatte schon ein Zimmer in einem Motel reserviert, in dem ein grosser Koffer mit Lebensmitteln stand, die man ihm mitgegeben hatte. So konnten wir uns die gesamten vierzehn Tage verpflegen. Zu all dem Glück hatten wir auch noch schönes Wetter, so dass wir lange spazieren gehen konnten. Und was gab es nicht alles zu erzählen! Jetzt endlich erfuhr ich, wie es ihm ergangen war: Wir hatten damals abgemacht, dass er die erstbeste Möglichkeit zur Flucht nutzen würde. Also begann Edmund gleich, nachdem er seine Truppe in der französischen Provinz erreicht hatte, sich

nach entsprechenden Möglichkeiten umzusehen. In seiner Einheit war er zuständig für die Beschaffung der Lebensmittel. Natürlich kaufte er sie im Wesentlichen bei den Bauern in der Umgebung der Garnisonsstadt, wodurch er die Menschen hier rasch kennenlernte. Selbstverständlich musste er äusserst vorsichtig sein, denn er wusste ja nie, auf wen er sich im Zweifelsfall verlassen konnte. Dennoch: Eines Tages erhielt er den Tip, sich in ein bestimmtes Strassencafé zu setzen und abzuwarten. Jemand setzte sich an seinen Tisch und sprach ihn auf seine Fluchtpläne an. Der Mann war ein Tscheche – aber war er ein Agent provocateur oder ein Helfer in der Not? Edmund vertraute dem Tschechen und ging mit ihm. Ein paar Stunden hielt er Edmund bei sich versteckt, dann konnte er ihm mit dem dringend benötigten Zivilanzug aushelfen. Im Nachhinein wirkt es geradezu grotesk, dass Edmund ausdrücklich in der Hoffnung, sich bei einer eventuellen Flucht tarnen zu können, noch einen Zivilanzug in seinen Seesack gepackt hatte, bevor er uns verliess. Zu dem Treffen in dem Café hatte er ihn aber nicht mitgenommen, weil er nicht ahnen konnte, dass alles so schnell gehen würde. Jetzt verschwand seine Wehrmachtsuniform in einer Latrine – er war frei. Gefährlich aber blieb, dass er natürlich keine Papiere mehr besass, denn wie sollte er so seinen Plan ausführen können, sich zu seinem Bruder Felix durchzuschlagen, der in Paris lebte? Wie viele junge Polen damals war auch Edmund in seiner Jugend mit mehreren Brüdern nach Frankreich gegangen; Josef war wieder zurückgekommen, aber Felix war in Frankreich geblieben. Wie schon ihre Eltern, hatten auch sie immer mit Obst und Gemüse gehandelt.

Edmund versuchte alles, wurde aber schliesslich doch von der französischen Gendarmerie gefasst, bevor er sein Ziel erreicht hatte. Sofort gab er sich als Pole zu erkennen und bat, einer Einheit der polnischen Exilarmee, die gegen die deutschen Nazis kämpfte, zugeteilt zu werden. Die Gendarmerie übergab ihn deshalb den polnischen Militärbehörden, die sich ihrerseits wieder vor Spitzeln schützen mussten. Entsprechend fiel die Untersuchung aus: Er wurde nach Strich und Faden ausgefragt

und überprüft, bevor sie ihn in eine polnische Einheit aufnehmen.

Jetzt kannte ich also den Hintergrund zu der Karte, die mir mein Bruder John damals geschickt hatte und deren Text lautete: «Felix' Bruder lässt grüssen. Er ist gesund.»

Nun erzählte ich Edmund von Polen, seiner so geliebten Heimat, und was sich dort inzwischen abspielte. Unser Schicksal, Vaters Tod, meine Verhaftungen, all das entsetzte ihn fürchterlich. Um so erschrockener war wiederum ich zu hören, wie knapp es zugegangen war, dass wir einander nicht verpasst hatten. Noch bevor Edmund wusste, dass ich in die Schweiz ausreisen würde, überlegte er, nach Polen zurückzukehren, denn viele polnische Soldaten verliessen damals Frankreich in Richtung Heimat. Er wunderte sich über die roten Fahnen, die aus einigen der Züge heraushingen und machte sich seine Gedanken darüber. Er war schon fast der letzte seiner Einheit, der noch in Frankreich blieb, aber aus ihm selbst nicht ganz erklärlichen Gründen schob er seine Entscheidung immer wieder hinaus. Die schlechten Nachrichten aus Polen hinderten ihn zusätzlich am endgültigen Entschluss. Dann hörte er, zwar eher vage, aber von verschiedenen Seiten, dass es uns in Polen schlecht ging, und entschloss sich, nun so schnell wie möglich zurückzukehren. Er bereitete alles zu seiner Rückreise vor, die sich aber im letzten Augenblick noch einmal um eine Woche verzögerte. Genau in der Woche erhielt er unser Telegramm, das ihn über unsere Ankunft in der Schweiz informierte. Wir hätten uns also beinahe verfehlt! Nicht auszudenken: Edmund in Polen ohne Hoffnung auf eine Ausreisemöglichkeit und ich mit den Kindern in der Schweiz! Wie gross muss der Stein gewesen sein, der ihm vom Herzen gefallen ist, als er unser Telegramm erhielt. Er hätte die Molkerei in Luzino nicht mehr zur Pacht erhalten, und sein Auslandsaufenthalt während des Krieges hätte ihn nur verdächtig gemacht, denn für die Kommunisten war das eine Art Verbrechen. Als ich mich 1947 in einer anderen Angelegenheit an die Behörden in Luzino wenden musste, schrieben sie mir, ich könne die Molkerei wieder übernehmen, sofern ich die Schulden in Höhe von zweihundertfünfzigtausend Franken zahlte, die der

Betrieb habe. Wir aber hatten einen völlig schuldenfreien Betrieb hinterlassen; selbst die Bauern haben ihr restliches Milchgeld von uns erhalten, das sie sich noch abholten, nachdem ich ihnen geschrieben hatte, wir müssten den Betrieb abgeben. Wahrscheinlich hatten sie selbst inzwischen solche Schulden gemacht, die wir dann hätten zahlen sollen!

Doch zurück zu unserem Treffen in Annemasse. Damals war es gar nicht selbstverständlich, dass wir uns auch tatsächlich treffen konnten. Offiziell war ich noch staatenlos und besass keinen Pass, weshalb ich gar nicht über die Schweizer Grenze durfte. Edmund sprach mit dem Schweizer Zöllner und erklärte ihm unsere Lage. Spontan willigte er ein, mir einen Passierschein für die zwei Wochen auszustellen. Dasselbe tat sein Kollege auf der französischen Seite, so dass uns erst diese grosszügige Geste der Hilfsbereitschaft ermöglichte, die zwei Wochen gemeinsam zu verbringen. Diese zwei freundlichen, menschlichen Beamten haben sich an keine Paragraphen geklammert, sondern hatten ein Herz und Verständnis für Menschen in meiner Situation. Wir bedankten uns übergücklich bei den Zöllnern. Auch solche Begebenheiten vergisst man nie.

Erneutes Warten

Nach vierzehn Tagen fuhr ich mit den Kindern in der Hoffnung zurück, dass Edmund nun bald die Einreise in die Schweiz erlaubt würde. Doch mehr als eindreiviertel Jahre vergingen, es tat sich nichts. Schliesslich kam mein Mann für zwei Tage auf Besuch und sprach bei der Firma Sulzer in Winterthur vor. Nach einer längeren Unterredung dort versicherte man ihm, man werde bei der Fremdenpolizei alles Notwendige für die Einreise veranlassen. Wieder einmal kamen meinem Mann seine Sprachkenntnisse zugute, denn er sprach deutsch ebenso gut wie französisch. Edmund kehrte übrigens anschliessend wieder nach Frankreich zurück und nutzte nicht, wie viele andere damals, die Gelegenheit, gleich in der Schweiz zu bleiben.

Ich arbeitete also weiter am Bahnhofskiosk bei Frau Keller. Eher ausnahmsweise hatte ich von Zeit zu Zeit auch Frühdienst. An einem dieser frühen Morgen bestellte ein Eisenbahner bei mir einen Kaffee. Während ich ihn freundlich bediente, fixierte er mich und sagte plötzlich: «Sie sind doch ein Adolf!» Ein Schreck erfasste meinen ganzen Körper, doch beherrschte ich mich, sah ihn an, lachte und erwiderte: «Und Sie, Sie sind vielleicht ein Stalin.» Er sagte wieder Adolf zu mir, ich wieder Stalin zu ihm. Schliesslich spräche ich doch hochdeutsch, meinte er, woraufhin ich ihn fragte, ob er noch nie von den vielen tausend Schweizern gehört hätte, die im Ausland gelebt, durch den Krieg aber alles verloren hätten und in die Schweiz zurückgekehrt seien. Da wurde er verlegen.

Erlebte ich jetzt nicht Ähnliches wie meine Eltern damals bei ihrer Einreise nach Polen? Gab es also auch in der Schweiz Menschen, die gleich ausfällig wurden, statt erst einmal ruhig zu fragen, woher und weshalb jemand in die Schweiz gekommen sei? Nun, ich sagte mir, dieser Mann verstehe es eben nicht anders, und nahm es deshalb nicht allzu ernst. Es zeigte mir aber, wie vorsichtig man mit Menschen umgehen sollte, die nicht so reden, wie man es erwartet. Natürlich hatte ich in der langen Zeit in Polen mein «Schwyzerdütsch», das ich als Kind gesprochen hatte, wieder verlernt, denn wir mussten ja hochdeutsch reden, um verstanden zu werden. Und mit dem Vater konnte ich nur wenig reden. Tagsüber waren alle beschäftigt, und abends blieb oft nur das Essen und dann ins Bett.

An einem schönen Morgen im Frühling 1948 kam der Malermeister am Kiosk vorbei und sagte, nun habe er endlich eine Wohnung mit dreieinhalb Zimmern für mich gefunden, ich müsse sie allerdings sofort mieten. Genau das tat ich auch: Ich unterschrieb den Vertrag und zahlte noch am selben Tag. Ich freute mich unbeschreiblich, denn fast hatte ich nicht mehr geglaubt, dass der Maler sich noch einmal melden würde. Immerhin war bereits ein Dreivierteljahr vergangen, ohne dass ich etwas von ihm gehört hatte. Jetzt aber konnte ich Edmund schreiben, dass wir eine eigene Wohnung hatten.

Unterdessen entschloss sich meine Mutter, ebenfalls in die Schweiz zu kommen, denn die Verhältnisse in Polen wurden immer noch unerträglicher. Mit ihren inzwischen dreiundachtzig Jahren wollte sie nicht länger allein, sondern wieder mit uns Zusammenleben, wie wir es immer getan hatten. So erhielt ich eines Tages den Bescheid, dass ein Waggon mit Möbeln und Hausrat aus Polen angekommen sei. Mit Hilfe der Schweizer Gesandtschaft hatte meine Mutter die Sachen in einem Raum versiegeln lassen können, und von dort aus wurde alles in die Schweiz expediert. Unter den Möbeln befand sich auch unser «Herrenzimmer» aus geschnitztem Eichenholz im Alt-Danziger Stil. Nie hätte ich gedacht, diese herrlichen Möbel noch einmal wiederzusehen, die damals in dem Zimmer über der Garage beinahe verbrannt wären! Es war eine überwältigende Freude. Und wie glücklich traf es sich, dass wir jetzt gerade die neue Wohnung beziehen konnten, denn wo wäre ich sonst mit den vielen Möbeln geblieben. Ich hätte ein Lager zur Aufbewahrung mieten müssen.

Anfang Mai 1948 erhielt ich ein Telegramm, dass meine Mutter in Luzern eingetroffen sei. Sofort reiste ich zu ihr, um alles Notwendige für ihre Weiterreise zu uns in die Wege zu leiten. Dann meldete sich mein Bruder, um zu fragen, ob wir die Mutter aufnehmen könnten, was für mich ganz selbstverständlich war.

Endlich zusammen

Wir lebten glücklich in unserer neuen Wohnung, meine Mutter war da – nur mein Mann fehlte immer noch. Am 14. Mai 1948, meinem 37. Geburtstag, stand ich am Fenster und sah gedankenverloren auf die Strasse. Ich weiss nicht mehr, weshalb ich gerade dort stand oder woran ich genau dachte. Jedenfalls sah ich hinaus – und glaubte, mich zu täuschen. Ich traute buchstäblich meinen Augen nicht! Ein Mann in Uniform kam geradewegs auf unser Haus zu, der aussah wie mein Mann. Und er war

es! Es war wirklich Edmund, der da auf das Haus zukam, er war es wirklich! Er hatte mir eine Geburtstagsüberraschung bereiten wollen, was ihm wahrlich gelungen ist. Er trug noch die französische Uniform, was erst recht ungewöhnlich war! Zuerst wollten sie ihn an der Grenze deswegen nicht einreisen lassen, aber als er den Beamten erklärte, er besitze keinen Zivilanzug und wolle nicht in der Unterwäsche durch die Schweiz reisen, lachten alle und liessen ihn passieren.

Warum die Einreisegenehmigung insgesamt so lange gedauert hat, ist mir bis heute nicht klar. Wahrscheinlich sind die Anträge in irgendwelchen Schubladen liegengeblieben. Jedenfalls kam erst Bewegung in die Sache, nachdem die Firma Sulzer sich eingeschaltet hatte.

Jetzt waren wir nach langjähriger Trennung an meinem Geburtstag plötzlich alle wieder gesund und glücklich vereint – es war kaum zu glauben. Die eigene Wohnung, meine Mutter und Edmund wieder da, die zwei Jahre, die ich bei Frau Keller gewohnt hatte, ohne dass wir je irgendwelche Differenzen miteinander gehabt hätten – all das war ein grosses Glück.

Schon am nächsten Morgen ging Edmund zur Firma Sulzer. Es wurde Mittag, und er kam nicht. Ich wartete und wartete, aber auch am Nachmittag kam er nicht. Ich glaubte schon, es sei etwas passiert, als er endlich abends um halb sechs zurückkam. Auf die Frage des Personalchefs, welche Arbeit er ihm denn geben könne, hatte Edmund geantwortet, er brauche nur eine Arbeit, mit der er seine Familie ernähren könne. Offenbar hat das die Situation erleichtert, denn so konnte er gleich in einem Magazin in Oberwinterthur mit der Arbeit beginnen, was er auch prompt gemacht hat. Deshalb kam er erst so spät zurück.

Der neue Alltag

Nun richteten wir die Wohnung mit den Möbeln ein, die aus Polen gekommen waren. Äusser einigen Kleinigkeiten war alles da, was wir im Haushalt brauchten. Dankbar verabschiedeten

wir uns von Frau Keller und ihrer Tochter, die uns in unserer grössten Not so gut aufgenommen hatten. Wir erhielten später noch eine Gelegenheit, ihnen unsere Dankbarkeit zu zeigen.

Nach einiger Zeit erhielt Edmund bei Sulzer eine andere Stelle und eine Arbeit, die er sehr gern machte und zwanzig Jahre lang behielt.

Wie immer, sparten wir auch bei noch so geringem Lohn etwas, denn wir wollten doch so schnell wie möglich wieder hochkommen. Das geht nur, wenn man gesund ist, Arbeit hat und bescheiden lebt. Natürlich gehört ein starker Wille dazu, aber man muss auch nicht alles haben wollen, was es gibt. Für das Alter vorzusorgen, ist ebenfalls notwendig, so gut eine Rente auch ist. Für Unvorhergesehenes eine Rücklage zu haben, gibt einem Sicherheit.

Im Jahre 1952 starb meine liebe Mutter bei uns zu Hause an der Rychenbergstrasse. Ihre letzten vier Jahre hat sie glücklicherweise noch mit uns in Ruhe verleben können.

1953 kauften wir von unserem Ersparten ein kleines Stück Land, um später darauf zu bauen. Aber damals lag es noch nicht in der Bauzone, wir hätten lange warten müssen. Wieder einige Jahre später kam Edmund mit der Nachricht nach Hause, Sulzer verkaufe Land an die Angestellten. Wir waren sogleich entschlossen, eine der Parzellen in Oberwinterthur zu kaufen, zu der Sulzer das nötige Geld billiger bereitstellte als üblich. Und so wagten wir den Bau eines Zweifamilienhauses. Immer wieder mal stand uns während der Bauzeit der Schweiss auf der Stirn, wenn uns der Architekt entgegen dem Kostenvoranschlag jede Woche von höheren Kosten berichtete, denn auf Mehrkosten waren wir nicht gefasst.

Nach neun Monaten Bauzeit konnten wir in unser eigenes Haus einziehen. Es war ein grosses Glück. Nur eine Woche nach uns zog die zweite Familie bei uns ein. Inzwischen sind es sechsunddreissig Jahre, dass wir mit dieser netten Familie ohne jede Probleme zusammenwohnen. Da jede Familie immer der eigenen Beschäftigung nachging, verstrichen all die Jahre wie im Flug.

Unterdessen hatten unsere Kinder die Schule beendet. Christine war Lehrerin geworden, Eugen begann eine Lehre bei Sulzer. Am 10. April 1953 wurde ich mit den Kindern durch das Eidgenössische Justiz- und Polizeidepartement «rückeingebürgert». Schon bald darauf erhielt ich auch meinen Heimatschein vom Zivilstandsamt Oberurnen im Kanton Glarus. Mein Mann musste insgesamt zehn Jahre warten, bis auch er Schweizer Bürger werden konnte.

Eine Enttäuschung

Eines Abends läutete es noch spät an der Tür, als wir alle schon schliefen: Mein ältester Bruder John stand davor. Er teilte uns mit, er habe sich mit den Schweizer Behörden wegen unserer Molkerei in Polen in Verbindung gesetzt und nun ein Angebot erhalten, das auf eine Abfindung in Höhe von 8'000 Franken laute. Edmund und ich protestierten sofort und sagten, dass er das Angebot unbedingt ablehnen müsse, denn es war viel zu wenig. Wir erklärten ihm, wieviel Arbeit und Kapital wir in den Betrieb investiert hatten, und rechneten ihm vor, dass wir keinesfalls mit weniger als 300'000 Franken einverstanden sein könnten. Und auch das wäre noch geschenkt gewesen.

Mein Bruder aber war bereit, den Betrieb für das wenige Geld herzugeben, was uns völlig entsetzte. Wir suchten all unsere Dokumente und Fotos zusammen, um den Behörden in Bern zu verdeutlichen, was wir geleistet hatten und warum die Summe unserer Forderung durchaus gerechtfertigt war.

Drei Monate später hörten wir erneut von meinem Bruder. Diesmal hatten sie ihm bereits 56'000 Franken geboten. Wieder lehnten wir die Summe als entschieden zu niedrig ab. Er aber wollte sie jetzt unter allen Umständen annehmen. Hatte er daran gedacht, dass das Geld ja unter uns fünf Geschwistern und dem Pächter aufzuteilen war?

Jetzt rächte es sich bitter, dass meine Eltern damals aus Sicherheitsgründen die Molkerei auf den Namen meines Bruders

hatten ins Grundbuch eintragen lassen. Die leere Molkerei war Schweizer Eigentum, aber die Maschinen und das neue Haus mit den Garagen und der oberen Wohnung gehörten uns, Edmund und mir.

Bei einem erneuten Treffen versuchte ich, meinen Bruder mit diesen Argumenten zu überzeugen, aber nichts half. Auch nicht, dass er uns ausbezahlen müsse und dass die übrigen Geschwister ihren Anteil bekämen, nichts. Die Molkerei gehöre ihm allein, das habe er schliesslich schriftlich, und die anderen bekämen nichts. Er wollte von der Sache nichts mehr hören – und unterschrieb.

Ich verlangte von den Schweizer Behörden Auskunft über den Verkauf der Molkerei. Zur Antwort aber erhielt ich nur, Herr John Stucki sei hierüber orientiert worden. Mir wurde auf meine weiteren Fragen keine Antwort mehr erteilt.

Später kam es nochmals zu einer Zusammenkunft mit meinem Bruder. Ich legte ihm dar, dass sich keins der Geschwister im Ausland je um die Eltern und das Geschäft gekümmert hatten, keiner von ihnen hatte auch nur einen Rappen hineinsteckt. Allein mein Mann und ich als Pächter hatten den veralteten Betrieb in einen modernen, leistungsfähigen umgebaut, sogar auf Verlangen des polnischen Staates. Dazu besaßen wir sowohl die Erlaubnis der Eltern als auch die meiner Brüder Ernst und John, die damals zu unserer Hochzeit nach Polen gekommen waren. Wir hatten ihre Meinung zu dem Umbau hören wollen, wenn wir schon Geld hineinsteckten.

Es war empörend und ungerecht, dass uns jetzt, nachdem uns zuerst die Nazis, dann die Kommunisten alles genommen hatten, in der Heimat, in der Schweiz, der eigene Bruder nochmals den uns zustehenden Betrag vorenthalten wollte. Das war wirklich eine traurige, furchtbare Geschichte. Ich sah das Vertrauen, das unsere Eltern in ihn gesetzt hatten, jetzt auf so eine Weise missbraucht.

Nachdem mein Bruder dann trotz der Aufforderungen die Geschwister nicht auszahlen wollte, nahmen wir uns schliesslich einen Anwalt. Aber die Unkosten, die durch den Prozess entstanden, minderten die auszahlende Summe nochmals, so

dass ein halbes Jahr später die Summe, die mein Bruder nach dem Prozess schliesslich doch ausbezahlen musste, nicht mehr sehr gross war. Traurig, aber wahr ist, dass das schwer erarbeitete Vermögen, das die Eltern schon vor uns in 25 Jahren erworben hatten, verschleudert worden ist.

Momentan versuche ich, nach dem Sturz des kommunistischen Regimes von der jetzigen polnischen Regierung eine angemessene Entschädigung zu erhalten. Die Molkerei mit dem Nebengebäude und allen Maschinen wurde schliesslich fünfzig Jahre lang genutzt – und wird es auch noch heute, obwohl die Maschinen inzwischen natürlich veraltet sind. Ich hoffe, dass die neue polnische Regierung ein Einsehen haben wird.

Das Leben ist ein Kampf, hat meine Mutter immer gesagt, und sie hatte recht. Ich habe es am eigenen Leibe erlebt.

Ein nicht ganz geplantes Geschäft

Eines Tages kam Frau Keller mit einer Bitte zu uns. Sie habe Probleme mit dem Geschäft in der Technikumstrasse, seit der letzte Pächter es aufgegeben habe. Es liesse sich niemand finden, der es übernehmen wolle, alle sagten, die Lage sei so schlecht.

Am Mittagstisch unterhielten wir uns in der Familie darüber. Plötzlich fragte Eugen, ob wir denn nicht den Laden selbst übernehmen und das vorherige Foto-Fachgeschäft weiterführen sollten. Edmund, der ja schon immer ein guter Kaufmann war, griff die Idee sofort auf. Er arbeite jetzt schon zwanzig Jahre bei der Firma Sulzer, sei eigentlich auch zufrieden und wolle dort gern bis zur Pensionierung Weiterarbeiten. Wenn er, Eugen, aber mitmache, könnten sie es versuchen. Vorher aber, warnte er unseren Sohn, müsse er es sich gut überlegen, denn schliesslich habe er eine sehr gute Stelle zu verlieren, die man nicht leichtfertig aufgibt. Es werde sicher am Anfang sehr schwierig. Eugen aber antwortete sehr ernst und überzeugt, er würde gern mithelfen.

Frau Keller stimmte einer Vermietung an uns sofort zu. Alles musste gründlich renoviert werden, deshalb hatten wir über den

Jahreswechsel, während alle Welt Silvester feierte, viel zu tun. Denn im neuen Jahr wollten wir das Geschäft so schnell wie möglich wieder eröffnen. Schon am 8. Januar 1968 waren wir soweit: Das Fotogeschäft wurde neu eröffnet, und den Kunden fiel als erstes auf, wie hell und sauber der Laden jetzt war.

Am ersten Tag kamen viele Kunden; aber verkauft haben wir bloss etwas für einen Franken! Denn die meisten kamen nur aus Neugier und kauften nichts. Schon am nächsten Tag verkauften wir bereits Ware für dreizehn Franken, doch hatten wir vorläufig mehr Ausgaben als Einnahmen. Wir trösteten uns damit, dass es immer so geht, wenn man ein Geschäft neu beginnt.

Am Anfang kauften wir nur wenig Ware ein, nur jeweils ein Stück pro Artikel. Wir wollten erst einmal sehen, welche Produkte sich am besten verkauften. Vor dem Schaufenster standen meist viele Leute, manche kamen mit einem Anliegen oder Fragen auch in den Laden.

Mir ging es jetzt an den «Kragen», vorbei war es mit dem ruhigen Hausfrauendasein. Morgens um halb sechs standen wir auf. Eugen und mein Mann arbeiteten zunächst noch weiter bei Sulzer, wo sie schon «Pleitegeier» genannt wurden, denn niemand konnte an einen geschäftlichen Erfolg glauben. Ich arbeitete in der Zeit im Verkauf, was ich ja einst bei meinen Eltern auch gemacht hatte. Mein Mann war als Kaufmann, Eugen als Techniker begabt. Es traf sich zudem, dass das Technikum gerade unserem Geschäft gegenüber lag.

Allmählich nahmen die Einnahmen zu, und Eugen brachte abends die Tageseinnahmen zur Bank. Am Anfang war das so wenig, dass er sich sogar schämte, dort nur fünfzig Franken einzuzahlen. Aber es blieb nicht so, und nach sechs Monaten arbeiteten beide Männer bei der Firma Sulzer nur noch halbtags, weil ich die Arbeit im Laden nicht mehr allein bewältigen konnte. Wieder drei Monate später mussten sie kündigen, denn beide – der Kaufmann und der Techniker – wurden vollauf gebraucht.

Nach und nach erweiterten wir das Fotogeschäft um den Radio- und Fernsehbereich, und nur wenig später kamen die Farbfernsehgeräte auf. So verging schnell ein Jahr nach dem an-

deren. Wir hatten uns rasch eine treue Kundschaft erworben, die aber auch immer hundertprozentig zufrieden gestellt werden wollte. Es wurden uns auch noch manche Steine in den Weg gelegt, aber wir gingen unseren Weg und ärgerten uns nicht.

Nach all dem, was wir im Krieg Schweres erlebt hatten, bauten wir uns in fünfundzwanzig Jahren mit viel Ausdauer und Fleiss wieder ein blühendes Geschäft auf. Das konnten wir nur in einem freien Land und mit Gottes Hilfe, der uns die Kraft und die Gesundheit dazu gab.

Meine Schwägerin hatte seinerzeit Edmund geschrieben, er solle lieber wieder auswandern, denn ein Ausländer könne in der Schweiz nicht neu anfangen. Nun, wir haben bewiesen, dass es geht. Die Fähigkeiten, die dazu nötig sind, hatte mein Mann schon in jungen Jahren, als er die Molkerei in einen modernen Betrieb umwandelte, der dann weit und breit bekannt wurde.

Jeder soll mit den Fähigkeiten, die er hat, gut und recht arbeiten, dann kann so schnell nichts schiefgehen. Voraussetzung aber ist immer, dass man gesund ist.

Was ich den Polen nicht vergessen werde, ist, dass sie meinen Vater, einen neutralen Schweizer Bürger, der seinen ganzen Verdienst in Polen gelassen hat, auf eine schreckliche Art ermordet haben. Das ist es, was mir immer noch zu schaffen macht. Deshalb ist die Heimat meines Mannes für mich eine schreckliche Erinnerung und ein Alptraum. Immer wieder – auch jetzt – helfen Schweizer den Polen spontan in ihrer Not, obwohl viele Schweizer von Polen ermordet wurden. Auch hier wäre Aufklärung notwendig.

Mein Mann Edmund war stets dankbar, dass er in der Heimat seiner Frau leben durfte. Sie wurde auch seine zweite Heimat – nur leider sind die Jahre zu schnell vergangen. Unsere Kinder sind verheiratet und tragen jetzt selbst Verantwortung für sich und ihre Familien.

Vor lauter Arbeit haben wir nicht gemerkt, dass wir im Geschäft alt wurden. Seit 1989 ist das Geschäft verpachtet, denn wir wollten unser Leben noch ein wenig geniessen und einige Reisen machen. So lernten wir auch Kanada kennen, wohin

unser Sohn Eugen ausgewandert ist. Es ist ein so grosses, herrliches Land, das immer noch im Aufbau begriffen scheint. Auch Edmund hatte Freude an diesem Land, vor allem, wenn ihn Eugens Nachbarn zum Fischen im Motorboot mitnahmen. Aber leider war das eine zu kurze Zeit; der Herrgott hat ihn 1992 abberufen. In den 55 Jahren unserer Ehe war sein Leben Arbeit und Kampf.

Mein Wunsch ist, dass sich alle Völker der Welt achten und dass es nie mehr Krieg gibt. Denn Krieg bringt nur Tod und Elend für jedes Volk. Jedes Volk hat das Recht auf Unabhängigkeit, und niemand besitzt das Recht, ein Volk zu versklaven. Ob die Menschheit das je begreifen wird? Schliesslich ist sie doch dazu da. Die ganze Welt ist doch so wunderschön. Wollen wir sie zerstören? Es liegt nur an uns.

*

Margarete Nowak sitzt auf der Bank am Esstisch in ihrem eigenen Haus in Oberwinterthur. Die weisshaarige Frau mit den lebhaften Augen und den temperamentvollen Gesten wirkt jünger, als von einer 85jährigen Frau zu erwarten ist. Sie schmunzelt oft, kann sich aber noch erregen, wenn sie einer Ungerechtigkeit begegnet. Sie schaut zum Fenster hinaus auf den schönen Garten. In der ruhigen Quartierstrasse regt sich nichts. Auch in dem Zweifamilienhaus, das sie seit nun beinahe vierzig Jahren besitzt, ist es still. Dieses wechselvolle und von solchen Ängsten und Nöten, von Entwurzelung und Neuanfang geprägte Leben scheint hier einen wohltuenden Ort der Ruhe und des Friedens gefunden zu haben. Margarete Nowak ist mit sich und ihrem Leben zufrieden. Eigentlich. Wenn da nicht diese drängende Stimme wäre, die ihr immer wieder einflüstert, dass sie in Polen noch etwas zugut habe. Der mickrige Betrag, mit dem sich ihr Bruder hat abspeisen lassen, ärgert sie immer noch, und ihre Augen blitzen kampfeslustig auf. Sie wird vielleicht noch manchen Brief nach Warschau schicken. Eine Frau wie sie gibt nicht auf – auch in hohem Alter nicht.



Margarete Nowak-Stucki zur Zeit ihrer Einreise in die Schweiz.



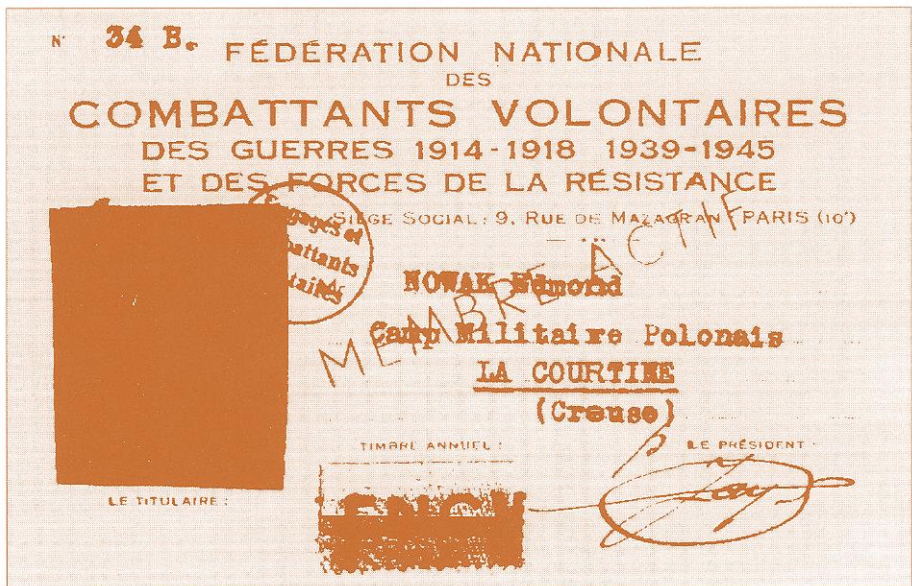
Margarete Stucki
im Alter von
16 Jahren.



Margarete Nowak-
Stucki im Alter
von 80 Jahren.



Margarete Nowak-Stucki mit beiden Kindern in ihrem «Annemasse-Kleid», um 1950.



Edmund Nowaks Militärausweis, der ihn als Angehörigen der französischen Résistance und Freiwilligen in der polnischen Widerstandsarmee bestätigt.

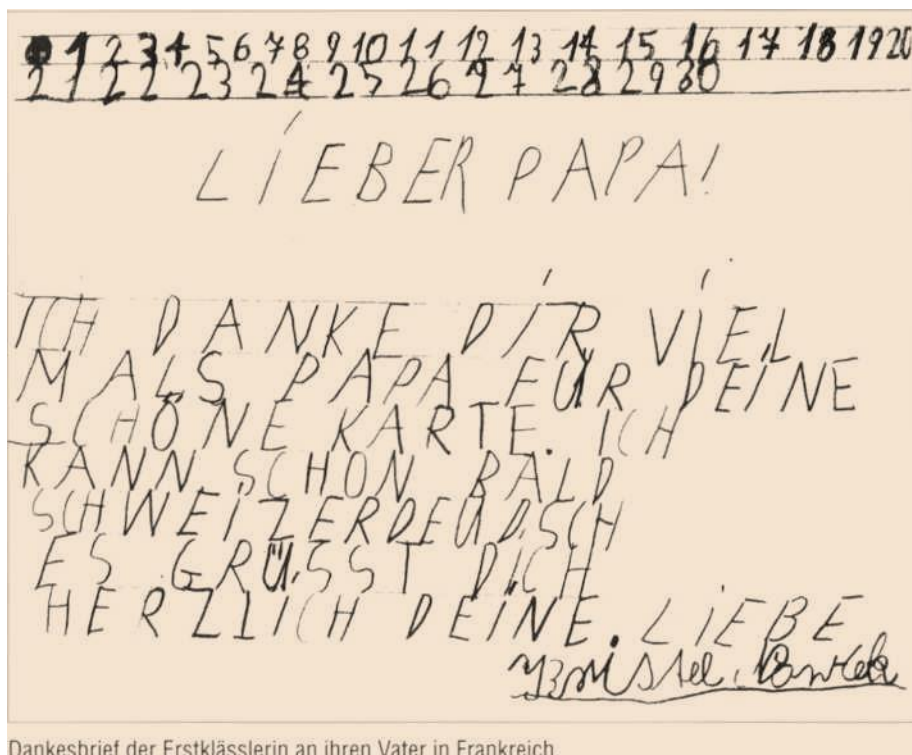


Edmund Nowak in polnischer Uniform.



Edmund Nowak 1989.

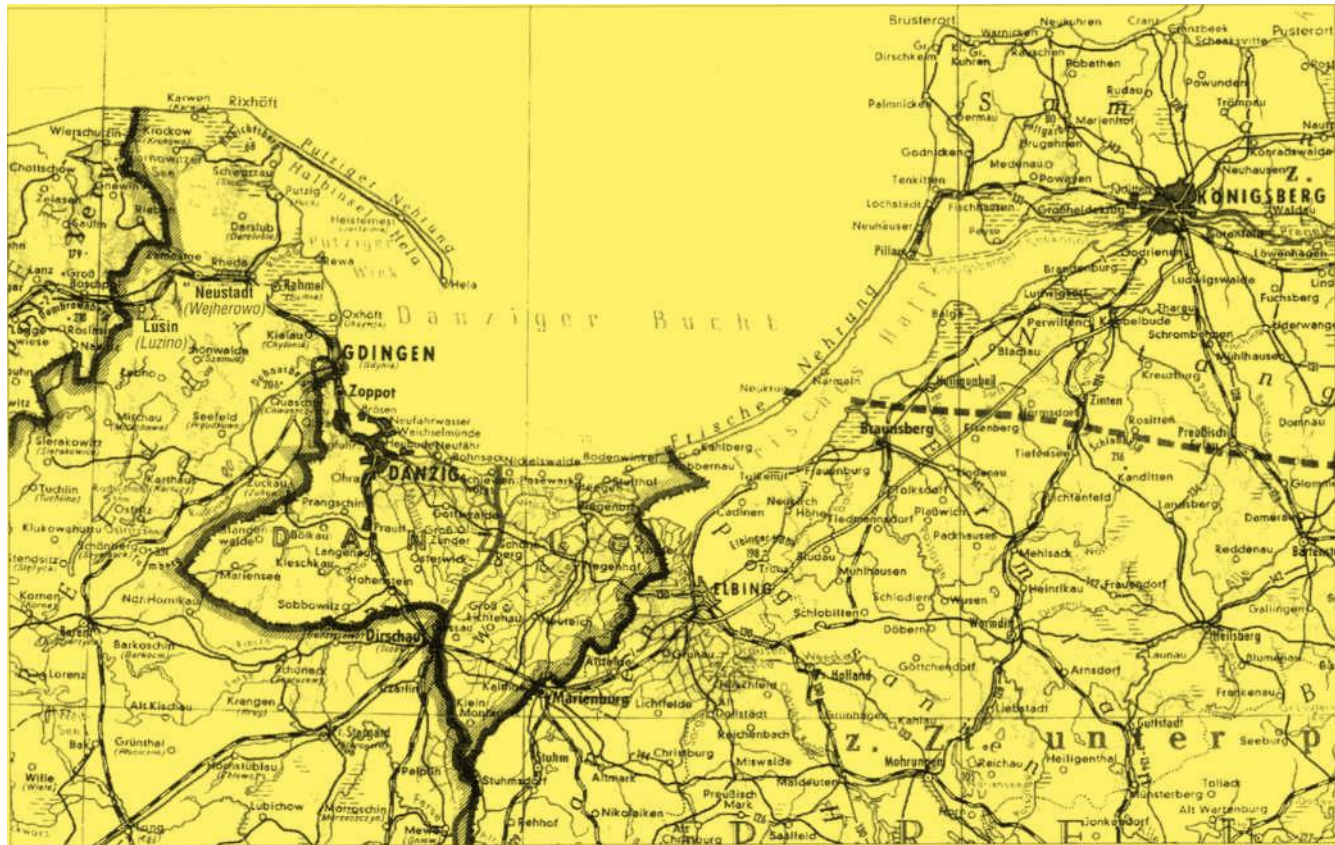
Die Nowak-Kinder
Eugen und Christine
vor Frau Kellers Haus in
Winterthur, etwa 1946.



Dankesbrief der Erstklässlerin an ihren Vater in Frankreich.

Literatur

- Martin Broszat, Nationalsozialistische Polenpolitik 1939 – 1945, Stuttgart 1961.
- Eidgenössische Zentralleitung der Lager und Heime, Tätigkeitsbericht 1940-1949, o.O., o.J. (Bern 1950), Bundesarchiv Bern, AZ 4265/A.
- Niklaus Flüeler u.a., Die Schweiz, Zürich 1975.
- Willi Gautschi, Geschichte des Kantons Aargau, Zürich 1978.
- Geschichte des Kantons Zürich, Bd. 3, 19. und 20. Jahrhundert, Zürich 1994.
- Walter Hauser, Bitterkeit und Tränen. Szenen der Auswanderung aus dem Tal der Linth und die Ausschaffung des heimatlosen Samuel Fässler nach Amerika, Zürich 1995.
- Ulla Lachauer, Paradiesstrasse. Lebenserinnerungen der ostpreussischen Bäuerin Lina Grigoleit, Reinbek b. Hamburg 1996.
- Anton Loessner, Josef Pilsudski, Leipzig 1935.
- Enno Meyer, Grundzüge der Geschichte Polens, Darmstadt 1977.
- Rudolf Arnold Natsch, Die Haltung eidgenössischer und kantonaler Behörden in der Auswanderungsfrage 1803-1874, Zürich 1966.
- Gerhard A. Ritter, Die deutsche Revolution 1918/1919, Frankfurt a. M. 1983.
- Hans Roos, Geschichte der polnischen Nation 1916-1960, Stuttgart 1961.
- Willi Schneider, Die Geschichte der Winterthurer Arbeiterbewegung, Winterthur 1960.
- Gerhard Schoenberner, Der gelbe Stern, München 1978.
- Franz J. Stucki, Geschichte der Stucki-Familien von Oberurnen /Glarus, Bd. II, Horw 1994.
- Hans Peter Treichler, Abenteuer Schweiz, Geschichte in Jahrhundert-schritten, Zürich 1991.
- Kurt Zentner, Illustrierte Geschichte des III. Reiches, München 1965.
- Ders., Illustrierte Geschichte des Widerstands in Deutschland und Europa, München 1966.
- Der Grosse Brockhaus, Leipzig 1932.



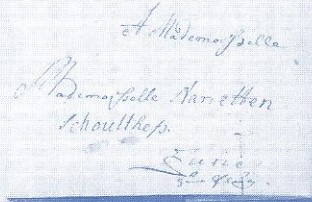
Kartenausschnitt der Region an der Ostseeküste in deutscher Beschriftung, nach 1939. Das Land zwischen den beiden dickgezogenen Grenzlinien bildet den sogenannten Danziger Korridor. Lusino (Lusina) liegt südwestlich von Neustadt (Wejherowo).



Der Kartenausschnitt zeigt die Region im heutigen Polen.

Dagmar Schifferli / Brigitta Klaas Meilier

Meine getreue Schulthess



*Aus dem heimlichen Briefwechsel zwischen
Anna Schulthess
und Heinrich Pestalozzi*

WERDVERLAG

An einem Frühlingstag des Jahres 1767 kehrt Anna Schulthess vom Totenbett ihres Verlobten Menalk in das elterliche Geschäft zurück. In ihrer Trauer erreicht sie ein Kondolenzbrief, der nur das Kürzel «Ihr P.» trägt. Zwischen diesem ersten Brief des später weltberühmten Pädagogen Heinrich Pestalozzi an seine zukünftige Gattin Anna Schulthess und seinem letzten Brief vor der Heirat im Herbst 1769 liegen nur zwei Jahre, aber Hunderte von Briefen, die sich die beiden entgegen dem elterlichen Verbot in aller Heimlichkeit schrieben – mitreissende Dokumente der Liebe zweier Menschen, die um ihre gemeinsame Zukunft kämpfen.

Dagmar Schifferli / Brigitta Klaas Meilier

Meine getreue Schulthess

*Aus dem heimlichen Briefwechsel zwischen Anna Schulthess und Heinrich Pestalozzi
224 Seiten, Leinen mit Schutzumschlag*

WERDVERLAG